

Peter Lösche

## 150 Jahre SPD

### Die Literatur zum Jubiläum

Repräsentative Festveranstaltungen, glänzende Feiern, Ereignisse fast wie Staatsakte, große und großartige Ausstellungen, Bildbände und andere, oft voluminöse Bücher, Hunderte von Artikeln und Aufsätzen in der seriösen Presse: Es rauscht im deutschen Blätterwald – die SPD wird 150 Jahre alt.

Und der 100. Geburtstag von Willy Brandt, dem Charismatiker, wie es immer wieder heißt, wird zelebriert. Welch ein Kontrast zu den Jahrhundertfeiern vor 50 Jahren. Damals, 1963, war die SPD noch nicht Regierungspartei geworden. Ja, sie hatte sich nur wenige Jahre zuvor, nämlich im Godesberger Programm von 1959, offiziell vom Marxismus verabschiedet. Nur wenige Veranstaltungen machten 1963 auf das Jubiläum aufmerksam. Allein an einigen Universitäten war das Wetterleuchten der Studentenbewegung, der Außerparlamentarischen Opposition, zu spüren – und damit wachsende Neugier an der Geschichte der SPD und der sie tragenden sozialen Bewegung. Lehrveranstaltungen zur Geschichte der Arbeiterbewegung wurden angekündigt. Allerdings war das Interesse eher theoretischer Art. Wilhelm Weischedel und Hans-Joachim Lieber an der Freien Universität Berlin und Hermann Wein in Göttingen lasen über den »jungen Marx«.

Damals wie heute stellte und stellt sich die Frage, was ist, was heißt eigentlich »Arbeiterbewegung«, von der sich die SPD als Teil versteht. Die einschlägigen Lexika helfen etwas weiter, auch wenn sie zur »Identität« der SPD wenig zu sagen haben, diesem aktuell immer wieder beschworenen Begriff. So werden recht allgemein unter »Arbeiterbewegung« »unterschiedliche Formen des Selbstschutzes, der Selbsthilfe und der ökonomischen, politischen und kulturellen Befreiung der arbeitenden Klassen im 19. und 20. Jahrhundert« verstanden. Wie die meisten anderen Parteien in der deutschen Geschichte ist die SPD aus einer sozialen Bewegung hervorgegangen, nämlich zunächst aus einem Zusammenschluss von primär Handwerkern, dann zunehmend aus dem auf Lohnarbeit angewiesenen industriellen Proletariat.<sup>1</sup> Im Gegensatz zu dieser eher generellen Begrifflichkeit und mehr orientiert am deutschen Beispiel stehen Elemente der Organisationsförmigkeit und ein Mindestmaß an Institutionalisierung im Mittelpunkt des Verständnisses. So kann die Arbeiterbewegung in verschiedenen Lebensbereichen und Organisationsformen auftreten, nämlich (1) als Gewerkschaft und Interessenvertretung der Beschäftigten; (2) als politische Organisation, also als Partei; (3) als Genossenschaft und als wirtschaftliche Unternehmung; (4) als Freizeit und Bildungsvereinigung.<sup>2</sup> Als wichtiges Definitionskriterium kommt aber hinzu, dass die Arbeiterbewegung mit ihrer Partei und den kulturellen und anderen Vorfeldorganisationen über einen gewissen utopischen Überschuss verfügte, sich nämlich als Alternative zum gesellschaftlichen Status quo, zum je aktuellen Kapitalismus begriff. Auch wenn die SPD mit ihrer proletarischen Herkunft im vorigen Jahr so intensiv gefeiert worden ist, drängt sich doch die Frage auf, ob sie heute überhaupt noch als Partei der Arbeiterbewegung zu verstehen ist oder ob – radikal formuliert – das Ende der Arbeiterbe-

1 Vgl. Karl-Heinz Klär, Arbeiterbewegung, in: Lexikon des Sozialismus, hrsg. v. Thomas Meyer/Karl-Heinz Klär/Susanne Miller u. a., Köln 1986, S. 38ff.

2 Peter Lösche, Arbeiterbewegung, in: Dieter Nohlen/Rainer-Olaf Schultze (Hrsg.), Lexikon der Politikwissenschaft, Bd. 1, München 2010, S. 28f.

wegung nicht längst erreicht und die Sozialdemokratie zu einer ganz ›normalen‹ Allerweltsparterie geworden ist.

Neugierde ist angebracht, ob diese radikale, an die Wurzeln des sozialdemokratischen Selbstverständnisses gehende Problematik in die Jubiläumsliteratur Eingang gefunden hat. Ironisch an einem Beispiel formuliert: Im Jubiläums-Sonderheft des »Vorwärts« findet sich auf der hinteren Umschlagseite eine ganzseitige Anzeige der »Deutschen Vermögensberatung«, auf der hinteren Innenseite eine ganzseitige Anzeige der »Initiative Neue Soziale Marktwirtschaft«, die dem BDI nahesteht.<sup>3</sup> Um was geht es hier? Um einen Ausdruck der Emanzipation der SPD von der Arbeiterbewegung oder rein pragmatisch um die Finanzierung der Parteizeitschrift durch Unternehmer? Oder seriös formuliert: Existiert die alte Arbeiterbewegung, wie wir sie aus der Geschichte kennen, nicht mehr, nicht als organisierte Bewegung, »die durch eine gemeinsame Klassenidentität und das Projekt der Transformation des Kapitalismus zusammengehalten« wurde?<sup>4</sup> Dennoch bleibt die Realität, dass sich weder Klassen noch Klassenkonflikte noch Bedeutung und Schutzbedürftigkeit kapitalistischer Erwerbsarbeit aufgelöst haben – also nicht Ende, wohl aber Wandel von Arbeit und Kapitalismus?<sup>5</sup>

Diese radikale Frage nach dem Ende der Arbeiterbewegung könnte pragmatisch auch damit beantwortet werden, dass diese ihre Identität schlicht und einfach aus der historischen Kontinuität gewinnt, nämlich der ungebrochenen Existenz eines Organisationsnetzwerks und der rituellen Beschwörung einer Alternative zum kapitalistischen Status quo.

Im Folgenden werden wir unter anderem dieser Fragestellung folgen, angelegt an die Literatur zum 150-jährigen Jubiläum der SPD. Auf andere und mehr systematische Fragestellungen wird im Zusammenhang mit den besprochenen Büchern eingegangen werden, soweit sich diese überhaupt aus dem Konzept und Inhalt der Publikationen ergeben. Dabei geht es auch um den Versuch zu erkunden, ob und wenn ja welche neuen Erkenntnisse in der Forschung vorliegen beziehungsweise welche Publikationen so provokant und fantasievoll sind, dass sie zur Disputation beziehungsweise zum Nachrecherchieren einladen (Abschnitt II). Einleitend werden jedoch zunächst neue Überblicksdarstellungen vorgestellt (Abschnitt I). Gesondert wird auf lokale und biografische Studien eingegangen (Abschnitt III). Schließlich geht es um Lehrbücher, Gedenkbücher, Ausstellungskataloge sowie Reiseführer, die einen besonderen didaktischen Anspruch erheben (Abschnitt IV).

## I. ÜBERBLICKSDARSTELLUNGEN

Unter den Überblicksdarstellungen ist an erster Stelle die von Bernd Faulenbach zu nennen<sup>6</sup>, die angesichts des verheerend schlechten Wahlergebnisses der SPD bei der Bundestagswahl 2009 mit der Frage nach einer möglichen Krise der Partei anhebt. Verwiesen wird auf andere europäische Länder, in denen die dortigen Sozialdemokratien ebenfalls aktuell nicht mehr an der Macht sind. Natürlich fehlt in diesem Zusammenhang auch nicht die bekannte These von Ralf Dahrendorf vom Ende des sozialdemokratischen Jahrhunderts, da die Sozialdemokratien im Wesentlichen ihre Ziele erreicht hätten. Damit ist der Ton für die Darstellung der sozialdemokratischen Historie von der Revolution 1848/49 bis in un-

3 Vorwärts extra: Der lange Weg zu einem besseren Land. 150 Jahre Sozialdemokratie, Februar 2013.

4 Hans-Jürgen Urban, Arbeiterbewegung heute. Wandel der Arbeit – Wandel der Bewegung, in: APuZ 63, 2013, H. 40–41, S. 41–46, hier: S. 41.

5 Ebd., S. 42f.

6 Bernd Faulenbach, Geschichte der SPD. Von den Anfängen bis zur Gegenwart, Verlag C. H. Beck, München 2012, 144 S., kart., 8,95 €.

sere Gegenwart angeschlagen. Obwohl Faulenbach Vorsitzender der Historischen Kommission beim Parteivorstand der SPD ist, kommt seine Darstellung nicht parteifromm-unkritisch, sondern durchaus distanziert-selbstständig daher. Beschönigungen sind nicht zu finden. Realismus und um Objektivität bemühte Deskription dominieren.

So etwa schreibt der Autor zutreffend, dass der Rücktritt Willy Brandts vom Kanzleramt 1974 nicht in der Guillaume-Affäre begründet war, diese bestenfalls den äußeren Anlass abgab. Die eigentlichen Ursachen lagen bei den sich verstärkenden innerparteilichen Flügelkämpfen, bei den extremen Belastungen durch die Regierungsarbeit und bei den Attacken Herbert Wehners auf den Parteivorsitzenden (S. 90f.). Auch der Schlingerkurs der westdeutschen SPD 1989/90 in der Frage der Wiedervereinigung wird ehrlich von Faulenbach dargestellt. So war es dem Parteivorsitzenden Hans-Jochen Vogel nur mit Mühe gelungen, im Dezember 1989 eine Resolution in Parteivorstand und Parteirat durchzubringen, die die Wiederherstellung staatlicher Einheit zum Ziel sozialdemokratischer Politik erklärte. Der Kanzlerkandidat der Partei, Oskar Lafontaine, hatte aus seiner Skepsis gegenüber der Vereinigung keinen Hehl gemacht. Kein Wunder, dass die Partei im Herbst 1990 bei der Bundestagswahl eine vernichtende Niederlage hinnehmen musste (S. 111–116). Schließlich verschweigt Faulenbach auch nicht die innerparteiliche wie generelle Reaktion auf die Agenda 2010: Ein Exodus von Parteimitgliedern, besonders von gewerkschaftlich orientierten, vollzog sich und die Partei verlor ihr Image als Schutzmacht der »kleinen Leute«, ging ihrer Kompetenz im Bereich soziale Gerechtigkeit verloren (S. 130).

Auf vier Ebenen beschreibt Faulenbach die Geschichte der SPD. Da geht es zum einen um den ökonomisch-sozialen Hintergrund und Prozess, zugespitzt auf die Frage nach der Bewältigung der »sozialen Frage«, die in verschiedenen historischen Perioden – so der Verfasser – eine je unterschiedliche inhaltliche Bedeutung und politische Relevanz hatte. Zum anderen betont Faulenbach, dass die Sozialdemokratie außer der sozialen immer auch eine politische Bewegung gewesen sei. Etwas einseitig werden hier die außenpolitischen Probleme genannt, mit denen die Partei konfrontiert war: die Weltkriege, der Versailler Vertrag, die Stellung gegenüber dem Osten beziehungsweise gegenüber dem Westen, der Nationalsozialismus, die unerwartete Wiedervereinigung 1989/90. Drittens wird die innerparteilich-organisatorische Ebene behandelt und schließlich wird die SPD als Regierungs- und Oppositionspartei, also in den Institutionen des parlamentarischen Systems beschrieben. Faulenbach gelingt eine knappe, komprimierte, detailreiche und insgesamt gelungene Darstellung. Natürlich kann man angesichts von nur 140 Seiten in Kleinformat einwenden, dass dieser Sachverhalt zu kurz, jener jedoch im Vergleich zu umfänglich geraten sei. Gleichwohl: Die Deskription sozialdemokratischer Geschichte ist gut gelungen. An analytischen Passagen mangelt es da zuweilen, vielleicht auch notwendigerweise an Tiefe. Ein Beispiel: Bereits vor der ersten Bundestagswahl war die SPD bei Landtagswahlen hinter die CDU zurückgefallen, wurde für fast zwei Jahrzehnte zur Oppositionspartei, während für die Mehrheit der Wähler die CDU/CSU wie die geborene Regierungspartei aussah – und das, obwohl (oder vielleicht auch gerade deswegen?) Kurt Schumacher angesichts des »Dritten Reichs« einen moralisch begründeten Führungsanspruch erhob, ein Mann, der in Konzentrationslagern fast zu Tode gequält worden war. Schumacher vertrat nach der knapp ausgegangenen Bundestagswahl von 1949 eine kompromisslose Haltung; er versuchte nicht, sich nach der Wahl an den nachfolgenden Koalitionsverhandlungen zu beteiligen. In der Sozialdemokratie wurde über die unverständigen Wähler lamentiert, insbesondere über die vielen Arbeiter, die ihre Stimme nicht der SPD gegeben hatten. Die Partei fand sich im Schmollwinkel wieder.<sup>7</sup> Einige analysierende Sätze von

7 Franz Walter, *Die SPD. Vom Proletariat zur Neuen Mitte*, Berlin 2002, S. 126f. und 132.

Faulenbach wären hier angebracht gewesen, warum nämlich die SPD so lange brauchte, um erst 1969 die Macht in Bonn zu übernehmen.

In seinem einleitenden Kapitel wirft Faulenbach die immer wieder beschworene Frage nach der Identität in der 150-jährigen SPD-Geschichte und in der Gegenwart der Partei auf. Der Kern dieser Identität liege, so der Autor im Schluss seiner Darstellung, in bestimmten Zielen, Werten und Haltungen. So sei die SPD die Partei, die dadurch Freiheit für alle verwirklichen wolle, dass sie diese mit Gleichheit und Solidarität in Beziehung setze. Dies laufe auf die Zähmung des Kapitalismus und die Ausdifferenzierung des Sozialstaats hinaus. Zur Identität der deutschen Sozialdemokratie gehöre dann auch, dass sie sich als Partei der Demokratie verstehe und international den friedlichen Ausgleich suche. Hinzu komme, dass sie als Bildungs- und Kulturbewegung der Fortschrittsidee verpflichtet gewesen sei (S. 136). Nun sind die genannten Kriterien recht abstrakt und allgemein; sie treffen gleichwohl ein Verständnis von kollektiver Identität, wie es sich in der Politikwissenschaft findet: Danach zeigt sich Identität bei Parteien in gemeinsamer Kultur, Werten, Überzeugungen und Interessen, die durch Institutionen und Symbole stabilisiert und symbolisiert werden.<sup>8</sup> Allerdings stellt sich die Frage, welche der genannten Kriterien nicht auch auf andere Parteien zutreffen, etwa auf konservativ-christliche Parteien wie die CDU/CSU, die – von der katholischen Soziallehre herkommend – auch für die Zähmung des Kapitalismus und den Ausbau des Sozialstaats eintreten. Was also ist – um Guido Westerwelles bürokratischen Begriff zu nehmen – das »Alleinstellungsmerkmal« der SPD im Unterschied zu anderen Parteien? Schade, dass der Autor diesen Schritt nicht geht, ihn vielleicht auch gar nicht zu tun vermag, weil die Unterschiede zwischen den Parteien nicht mehr so gravierend sind. Das Büchlein hätte an Qualität gewonnen, wenn derartige Probleme aufgenommen worden wären.

Positiv hervorzuheben bleibt aber, dass Faulenbach seine Darstellung nicht apodiktisch mit einer Art Zusammenfassung beendet, sondern einen ganzen Fragenkatalog neu öffnet als Herausforderung für die künftige Programmatik der deutschen Sozialdemokratie. Dazu gehört zum Beispiel, ob Themen wie Ökologie und Klima für viele Menschen ebenso wichtig sind wie soziale Gerechtigkeit. Kurz: ein gelungenes Buch, in Darstellung und Fragestellungen ein interessanter, detail- und faktenreicher Überblick der 150-jährigen Geschichte der SPD.

Angesichts der hohen Qualität des Buchs von Faulenbach ist zu dem von Andrea Nahles und Barbara Hendricks herausgegebenem »Für Fortschritt und Gerechtigkeit. Eine Chronik der SPD« wenig Positives zu sagen, ja es ist eigentlich überflüssig.<sup>9</sup> Das Buch ist gleichsam ein Produkt des Parteivorstands, es trägt einen parteioffiziellen Charakter. Da mag die von Ursula Walker, einer Historikerin, die allerdings nicht auf die Geschichte der Arbeiterbewegung spezialisiert ist, zusammengestellte Chronologie noch angehen. Diese basiert im Wesentlichen auf drei Veröffentlichungen, einer Chronologie<sup>10</sup> und zwei Überblicksdarstellungen.<sup>11</sup> Hier werden Ereignisse sorgfältig aufgezählt und aneinandergereiht. Was jedoch die im letzten Drittel des Buchs versammelten zwölf »Essays und Interviews zur 150-jährigen Geschichte der SPD« eigentlich bringen sollen, ist nicht klar. Sie sind jeweils zwei bis drei Seiten lang, also vom Umfang knapp bemessen. Bestenfalls kann man von Testimonials sprechen, also von einer Art Bekenntnissen zur deutschen Sozial-

8 Günter Rieger, Identität, in: *Nohlen/Schultze*, Lexikon der Politikwissenschaft, S. 381.

9 *Andrea Nahles/Barbara Hendricks* (Hrsg.), *Für Fortschritt und Gerechtigkeit. Eine Chronik der SPD*, vorwärtsbuch Verlagsgesellschaft, Berlin 2013, 135 S., kart., 9,80 €.

10 *Franz Osterroth/Dieter Schuster*, *Chronik der deutschen Sozialdemokratie. Daten, Fakten, Hintergründe*, 5 Bde., Berlin 1975–2005.

11 *Heinrich Potthoff/Susanne Miller*, *Kleine Geschichte der SPD 1848–2002*, Bonn 2002, sowie *Franz Walter*, *Die SPD. Biographie einer Partei*, Berlin 2002.

demokratie, von Sigmar Gabriel über Hannelore Kraft, Andrea Nahles, Günter Grass bis zu Hans-Jochen Vogel. Diese Statements kreisen recht oberflächlich um Stichworte wie Solidarität, Gerechtigkeit, Chancengleichheit, Freiheit und Menschenwürde. Zwar wird in den meisten Beiträgen implizit oder explizit von einer Vision geredet. Was jedoch gemeint ist, wo in diesem Zusammenhang der Funke einer Idee zündet, wie Neugier geweckt werden könnte, das bleibt dem Leser verschlossen. Allein Franziska Drohsel, ehemalige Vorsitzende der Jungsozialisten, provoziert, indem sie auf Rosa Luxemburg und deren Diskussion von Reform und Revolution verweist. »Das sind immer noch Fragen, die man sich als junge Sozialistin in der SPD stellt« (S. 122). Unklar ist, wer eigentlich Adressat, also Leser des Bändchens sein soll. Es ist ein eher peinlicher Beitrag zum SPD-Jubiläum.

Von ganz anderem Kaliber ist da der von Bernd Faulenbach und Andreas Helle herausgegebene Band »Menschen, Ideen, Wegmarken. Aus 150 Jahren deutscher Sozialdemokratie«.<sup>12</sup> Dies ist ein Sammelband mit mehr als 50 Beiträgen. In der sehr knappen, gerade eine Seite umfassenden Einleitung heißt es, es werde nicht versucht, eine »Meistererzählung«, eine strenge Narration der Geschichte der Sozialdemokratie zu liefern, sondern Geschichte in Einzelbeiträgen darzustellen (S. 11). Oder schlichter formuliert: Wir haben es mit einem bunten Strauß von Essays, historischen Skizzen und Miszellen zu tun. Fast alle Autorinnen und Autoren haben zu der von ihnen gewählten Thematik schon gearbeitet, neue Forschungsergebnisse sind also nicht zu erwarten, schon gar nicht bei Artikeln, die nicht mehr als sechs bis acht Seiten umfassen. Auch ist die Qualität der Aufsätze von Inhalt und Stil her vielfältig. Große Namen aus der Historikerzunft haben mitgewirkt: Heinrich August Winkler schreibt über den »Preußenschlag«, also Franz von Papens Staatsstreich 1932 gegen das demokratische Preußen; Reinhard Rürup befasst sich mit der Ausrufung der Republik durch Philipp Scheidemann am 9. November 1918; Hans Mommsen schreibt eine Art biografischen Lexikonartikel über Julius Leber. Das Buch ist chronologisch in sieben Zeitabschnitte gegliedert, von den Anfängen der Arbeiterbewegung in der Revolution von 1848 bis zur Sozialdemokratie nach der Epochenwende 1989/90. Um einen Einblick in den umfänglichen Band zu geben, wird auf einige Artikel im Folgenden kurz eingegangen.

In einer kritischen Auseinandersetzung mit Ferdinand Lassalle und dem Lassalle-Kult geht Helga Grebing differenziert argumentierend in die Anfangsjahre des ADAV zurück (S. 18–26). Ihr geht es darum, die oft mythisch unterlegte Geschichte über die Anfänge der deutschen Arbeiterbewegung infrage zu stellen. Sie hebt hervor, dass Lassalle eine radikal-demokratische Variante des linken Liberalismus, zentralistisch und kleindeutsch-preußisch vertrat. Als Alt-Hegelianer brachte Lassalle eine etatistische Prägung in die sozialdemokratische Arbeiterbewegung, die durchaus im Widerspruch zu zivilgesellschaftlichen sozialen Bewegungen stand (S. 20f.). Peter Brandt (S. 189–198) erinnert in seiner biografischen Skizze Ernst Reuters an die demokratischen und sozialistischen Struktur-reformen, die die SPD nach dem Zweiten Weltkrieg vertrat und die in Berlin ihren Niederschlag unter anderem in der Abschaffung des Berufsbeamtentums, in der Einrichtung einer Einheitsversicherung, in Teilsozialisierungen, überbetrieblicher Mitbestimmung und einer achtjährigen Einheitsschule fanden (S. 191). Allein schon am Einspruch der West-Alliierten scheiterten diese Konzepte. Dietmar Süß setzt sich mit der Geschichte der Jusos in den 1970er und 1980er Jahren auseinander (312–320). Er präsentiert einige interessante Informationen, die schon bekannt sind, die aber doch – im Vergleich zu den heutigen Jusos – zeigen, welche Dynamik in dieser Jugendorganisation, gerade auch in ihren Flügelkämpfen, vorhanden war. Allerdings: Einmal in Parlamente gewählt, passten sich viele

12 Bernd Faulenbach/Andreas Helle (Hrsg.), Menschen, Ideen, Wegmarken. Aus 150 Jahren deutscher Sozialdemokratie, vorwärtsbuch Verlagsgesellschaft, Berlin 2013, 431 S., geb., 35,00 €.

Juso-Funktionäre relativ schnell an die Funktionsweise des bundesrepublikanischen politischen Systems an, sodass sie rasch in den Geruch der Anpasser gerieten (S. 320). Einen interessanten Versuch unternimmt Klaus Wettig, indem er in zwei Beiträgen die Gebäude schildert und deren Architektur interpretiert, in denen nach dem Zweiten Weltkrieg die Zentrale der SPD untergebracht war, also die »Baracke«, das Erich-Ollenhauer-Haus (S. 264–270), und das Willy-Brandt-Haus (S. 392–395). Während die »Baracke« das Provisorium Bonn repräsentieren sollte, sollte der Ollenhauer-Neubau der nicht auf Repräsentation gerichteten Haltung der SPD gerecht werden (S. 268). Das Willy-Brandt-Haus in Berlin ist hingegen mehr als nur als Ort der Parteiverwaltung verstanden worden, sondern wird auch als Versammlungs- und als Ausstellungsort genutzt. Die beiden Beiträge hätten noch gewonnen, wenn stärker reflektiert worden wäre, inwieweit Politik, Ökonomie und Gesellschaft sich in dem jeweiligen Bau gespiegelt haben. Auch wäre ein Ansatz wie der in Adolf Arndts berühmten Vortrag »Demokratie als Bauherr« fruchtbar gewesen. Dass diese beiden Architektur-Artikel überhaupt Aufnahme in den Sammelband gefunden haben, ist aber positiv hervorzuheben.

Die Herausgeber haben offensichtlich den Mangel gespürt, dass sie ihren Autoren keine gemeinsame Fragestellung oder These mit auf den Weg gegeben haben. So fallen sie in Einleitung und Nachwort auf die wohlfeile Problematik von der Identität zurück. Im Hintergrund der Beiträge stehe durchgängig, so die Herausgeber, »die Frage nach dem, was die Sozialdemokratie ausmacht, also die Frage nach der Identität beziehungsweise die nach Identitätsvergewisserung und -erneuerung« (S. 11). Was dann aber nun »Identität« ist, mithilfe welcher Kriterien dieser Begriff unter Umständen operationalisiert werden kann, bleibt offen. Im Nachwort heißt es pathetisch-unsicher, dass die Geschichte für die Sozialdemokratie ein Weg sei, »sich der eigenen Identität zu vergewissern, die gewiss eine Identität im Wandel ist, doch Selbstbewusstsein und Orientierung verschafft« (S. 427). Trotz dieser Kritik: ein gelungenes, buntes Buch, nicht nur für Fachleute, auch für historisch Interessierte geeignet, in dem es Spaß machen kann, zu schmökern und zu stöbern.

## II. HERAUSFORDERUNGEN AN DIE FORSCHUNG

Aus zwei Gründen gehört das Buch von Peter Brandt und Detlef Lehnert, »Mehr Demokratie wagen«. Geschichte der Sozialdemokratie 1830–2010«, in die Rubrik »Herausforderungen für die Forschung«.<sup>13</sup> Zum einen wird die Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung in einer unkonventionellen, zur Diskussion anregenden Periodisierung dargestellt, zum anderen scheint das Buch einer erkenntnisleitenden Fragestellung zu folgen, nämlich der nach »Mehr Demokratie wagen«, also dem Motto der Regierungserklärung von Willy Brandt 1969. Vorausgeschickt sei jedoch, dass wir es hier mit einer detaillierten, kenntnisreichen und umfassenden Geschichte der deutschen Sozialdemokratie zu tun haben, die eingebettet ist in die allgemeine Sozial- und Politikgeschichte. In jedem Kapitel findet sich eine knappe Mitglieder- und Wählersoziologie der SPD. Einige wenige Illustrationen lockern den Text auf. Leider fehlt ein Personen- und Sachregister. Offensichtlich basiert das Werk in seinen historischen Kapiteln auf einer früheren Veröffentlichung von Detlef Lehnert<sup>14</sup>, während das letzte Kapitel wohl überwiegend aus der Feder Peter Brandts geflossen ist.

13 *Peter Brandt/Detlef Lehnert*, »Mehr Demokratie wagen«. Geschichte der Sozialdemokratie 1830–2010, vorwärtsbuch Verlagsgesellschaft, Berlin 2013, 299 S., geb., 20,00 €.

14 *Detlef Lehnert*, Sozialdemokratie zwischen Protestbewegung und Regierungspartei 1848–1983, Frankfurt am Main 1983.

Auf den ersten Blick interessant, dann aber doch irritierend wirkt die von den Autoren vorgenommene Periodisierung der Geschichte der Sozialdemokratie. Sie bewegen sich in gleichmäßigen Schritten von 30 Jahren durch die Zeit, beginnend mit 1830 bis 1860, also gleichsam einer Vorphase der organisierten Arbeiterbewegung. Doch hat diese zeitliche Strukturierung etwas Starres, Krampfhaftes, auch Widersprüchliches. Ein extremes Beispiel dafür ist die Periode von 1920 bis 1950, die die Wirren der Weimarer Republik, die Brutalität des Nationalsozialismus und das beginnende Neo-Biedermeier der Adenauer-Kanzlerschaft umfasst. Nicht klar ist, ob diese Periodisierung nur die der Arbeiterbewegung oder die gesamte Sozial-, Wirtschafts- und Politikgeschichte umfasst. Welche Kriterien sind für die Periodisierung angelegt worden? Wer ist sozialer Träger der Demokratie in jeweils welcher Periode und warum gewesen? Nein, die Periodisierung bringt keinen Erkenntnisgewinn, provoziert aber heftige und durchaus fruchtbare Diskussionen.

Wer über Demokratie schreibt, muss sagen, wovon er redet. Eine Definition dieser Kategorie ist bekanntlich nicht einfach, wir haben es mit einem Allerweltsbegriff zu tun, der sich zudem in den Medien von Zeit und Gesellschaft abhängig wandelt. Gleichwohl ist es durchaus möglich, unterschiedliche Typen von Demokratie zu benennen und Indikatoren zu entwickeln. Mit dem Motto der brandtschen Regierungserklärung ist eigentlich eine erkenntnisleitende Fragestellung vorgegeben: Was heißt und was ist Demokratie in je unterschiedlichen Perioden? Wer ist Träger, wer Widersacher der Demokratie? Mithilfe dieser und weiterer Kategorien hätten Brandt und Lehnert ihr Buch zu strukturieren vermocht, hätten ein Konzept entwickeln können. Leider geschieht dies nicht. Vielmehr werden am Ende eines jeden Kapitels einige recht unverbundene Stichworte über »Demokratie« angehängt, ohne jede Systematik. Gleichwohl spürt man es natürlich auf jeder Seite: Für die Autoren ist die SPD die Demokratiepartei schlechthin. Nur erheblich gewonnen hätte das Buch, wenn diese These systematisch entfaltet worden wäre. An verschiedenen Stellen wäre es gut gewesen, weiter auszuholen, zum Beispiel die Rätebewegung 1918/19 zu diskutieren. Trug diese ein (direkt-)demokratisches Potenzial in sich? Stellen Rätekonzepte eine Alternative zum repräsentativen Parlamentarismus dar? Oder ein anderes Thema: Bedeuten die Stuttgarter Organisationsreform vom Mai 1958 und das Godesberger Programm einen Fortschritt für Demokratie und Emanzipation?

Auf ein Thema gehen die beiden Autoren nicht ein, das nach Veröffentlichung ihres Buchs virulent geworden ist, nämlich das Öffnen der Partei für Elemente direkter Demokratie, für Mitgliederbegehren, Mitgliederentscheide und Vorwahlen. Bekanntlich hat es im Herbst 2013 einen Mitgliederentscheid über den Beitritt der SPD zur Großen Koalition gegeben. Fast 80 % der Mitglieder haben sich beteiligt (bei einem Beteiligungsquorum von 20 %). 76 % der Mitglieder haben sich für, 24 % gegen die Große Koalition ausgesprochen. Der Parteivorsitzende, Sigmar Gabriel, sprach von einer Sternstunde innerparteilicher Demokratie. Lange vor dieser Abstimmung haben Franz Müntefering und Gabriel die Möglichkeit innerparteilicher Vorwahlen, nämlich die Nominierung von Kandidaten für öffentliche Ämter durch Wähler oder Mitglieder, ins Gespräch gebracht – und sind damit aus (vielleicht) guten Gründen gescheitert: Eine Parteimitgliedschaft würde sich dann nicht mehr lohnen, wenn bei einer offenen Vorwahl auch Nichtmitglieder abstimmen könnten. Die Macht der Parteifunktionäre ginge weitgehend verloren. Es sind diese Fragen nach direkter Demokratie, die heute relevant sind, die im vorliegenden Band aber nicht systematisch diskutiert werden.

Dies ist eigentlich umso erstaunlicher, als die beiden Verfasser gegenüber der Sozialdemokratie in den historischen Kapiteln eine durchaus kritische Haltung einnehmen: So kritisieren sie die schrödersche Agenda-Politik mit ihren Problemen für die Glaubwürdigkeit der Partei. Es wird Kritik an Friedrich Ebert und Gustav Noske geübt. Sie selbst nehmen in der Frage der Parteispaltung während des Ersten Weltkriegs eine Position zwischen

USPD und MSPD ein. Und in den Schlusspassagen argumentieren Brandt und Lehnert für eine Stärkung der sozialen und repräsentativen Demokratie. Sie beschwören den Wesenskern der Sozialdemokratie, nämlich eine solidarische Gesellschaft der Freien und Gleichen anzustreben (S. 275).

Der von Franz Walter und Felix Butzlaff herausgegebene Sammelband, »Mythen, Ikonen, Märtyrer. Sozialdemokratische Geschichten«, gehört in die Rubrik »Forschung«, nicht weil hier originelle Untersuchungen vorgelegt werden, sondern weil in einer ganzen Reihe von Essays Themen und Fragestellungen für künftige Forschungen angesprochen und auch entwickelt werden.<sup>15</sup> Viele der Essays sind schwungvoll und lebendig geschrieben, man spürt die Freude der Autoren am Formulieren, die Neugier, etwas Neues zu entdecken. Natürlich, da finden sich auch deskriptive, traditionelle Beiträge. Franz Walter aber hat ein ganzes Haus voller junger Leute um sich versammelt, die hungrig und begeistert sind, die angetreten sind, unkonventionelle Thesen zu vertreten. Die Essays bieten Themen, Argumente und Fragestellungen, denen man selbst schon immer gern nachgegangen wäre. In der Einleitung heißt es, die Sozialdemokraten besäßen aus ihrer 150-jährigen Geschichte den Stoff, um von »großen Konflikten, schlimmen Gefahren, üblen Verfolgungen, mutigen Frauen und Männern, tragischen Märtyrern, verwegenen Abenteurern, aber auch von verächtlichen Konvertiten« zu erzählen. All dies ist die Basis für Mythen und Legenden, für das große Epos (S. 9).

So umspannen die Beiträge die Zeit von der Gründungsgeschichte bis zum Wahlsieg der SPD 1998. Drei große Blöcke strukturieren die Erzählungen, »Helden und Ikonen«, »Orte und Ereignisse« sowie »Kultur und Projekt«. Gelungen der Eröffnungsbeitrag von Franz Walter, in dem er – ähnlich wie Helga Grebing im oben besprochenen Band – Ferdinand Lassalle vom Denkmalsockel stürzt (S. 15–25). Die Lektüre bietet ein Lesevergnügen; sie basiert auf einem früheren Aufsatz des Verfassers.<sup>16</sup> Recht nachdenklich kommt der Aufsatz von Paru Fiona Ludszweit und Matthias Micus daher, »Bekenner des Sozialismus – Motive, Hintergründe und Eigenschaften sozialdemokratischer Märtyrer« (S. 46–58), der über sozialdemokratische Märtyrer handelt, nämlich über Rosa Luxemburg, Ludwig Frank und Kurt Schumacher. Positiv ist hervorzuheben, dass die Autoren sich mühen, den Begriff »Märtyrer« mithilfe von Kriterien zu fassen, die es überhaupt erst ermöglichen, die drei genannten Persönlichkeiten miteinander zu vergleichen. Als Merkmale werden genannt: Bekennermut, Überzeugungsstärke, Konfliktbereitschaft und Eigensinn, Vorbildrolle, Bereitschaft, persönliche Risiken einzugehen und Opfer zu bringen sowie das Privatleben der Politik unterzuordnen. Die Ära der Bekennerparteien und der Ideologien ist aber vergangen – und damit auch die der Märtyrer. Interessant auch der Beitrag von Sören Messinger und Jonas Rugenstein über den Umgang mit Abweichlern und Querdenkern in der Erzählung der Sozialdemokratie, hier ausgeführt an den Beispielen von Johann Most und Paul Levi (S. 68–78). Sehr einfühlsam schildert Robert Lorenz die Geschichte der Sozialistischen Arbeiterjugend in der Weimarer Republik (S. 96–104). Er entwickelt, wie der Mythos vom »Weimar der arbeitenden Jugend« entstehen und bis in die Bundesrepublik wirken konnte. Gelungen ist auch der Aufsatz von Felix Butzlaff über die jüdischen Wurzeln der Sozialdemokratie (S. 203–212). Dessen These lautet, dass trotz sozialökonomischer Differenzen Juden und Arbeiter vieles gemeinsam hatten, das sie einte, so die Erfahrung der Unterprivilegierten und die Ausgrenzung aus der Mehrheitsgesellschaft. Zudem: Sozialismus als quasi-religiöse Weltanschauung stieß in das Sinnvakuum hinein,

15 Franz Walter/Felix Butzlaff (Hrsg.), *Mythen, Ikonen, Märtyrer. Sozialdemokratische Geschichten*, vorwärtsbuch Verlagsgesellschaft, Berlin 2013, 302 S., geb., 20,00 €.

16 Franz Walter, *Bohemien, Tribun und Organisator der sozialistischen Utopie. Aus dem exzentrischen Leben des Ferdinand Lassalle*, in: *Indes. Zeitschrift für Politik und Gesellschaft* 1, 2012, H. 2, S. 85–96.



das die jüdische Emanzipation hinterlassen hatte. Schließlich reflektiert Severin Caspari über die Mythen bildende Kraft des Arbeiterlieds für die Sozialdemokratie (S. 223–230). Ein Wir-Gefühl wurde durch gemeinsames Singen geschaffen, das nach innen integrierte, nach außen abgrenzte.

Ein gelungener Jubiläumsband, voller Thesen und Fragestellungen, informativ zudem. Der Lesefluss wird etwas gehemmt durch einen unsäglich langen Anmerkungsapparat von über 750 Annotationen – aber in Zeiten der Plagiatsjäger wohl unausweichlich. Herausgeber und Autoren haben also den prallen Stoff genutzt, der ihnen die 150-jährige Geschichte der SPD bot.

Franz Walter und Stine Marg haben ein unkonventionelles, anregendes Buch zur Geschichte der Arbeiterbewegung vorgelegt.<sup>17</sup> Sie richten ihr Augenmerk auf verschiedene, einzelne Thesen, Fragestellungen und Sachverhalte. Es geht also nicht um eine breite Beschreibung und Erzählung. Wenn man so will: Ein Appetitmacher, sich intensiver mit der sozialen Bewegung der Facharbeiter und ihren intellektuellen Genossen näher zu befassen. Die Veröffentlichung gehört insoweit in den Bereich der Forschung, als so provokante Thesen, bislang nicht oder doch wenig beachtete Sachverhalte präsentiert werden, dass sie eine Einladung zum Widerspruch, zum Nach- und Neurecherchieren sowie zur Formulierung von Antithesen bieten. Es sind drei Themen, die die Autoren besonders beachten. 1. Das Interesse gilt dem Typus des sozialistischen Bildungsbürgers in der Partei der Facharbeiterschaft, auch Spannungen zwischen Intellektuellen und Industrieproletariern. Diskutiert werden solche Persönlichkeiten wie Karl Marx und Ferdinand Lassalle, Karl Kautsky und Eduard Bernstein, Rudolf Hilferding und Hermann Heller. Aber auch Carlo Schmid, Richard Löwenthal, Peter von Oertzen, Erhard Eppler und Peter Glotz werden am Rande erwähnt, entsprechend ihrer, im Vergleich zu den Intellektuellen in den ersten 70 Jahren der Sozialdemokratie geringeren Bedeutung. 2. Das zweite große Thema ist »das sozialdemokratische Primat der Ordnung und Organisation, des vorsorgenden Plans und der gesellschaftlichen Prävention«. Zu Recht wird im Vorwort bereits gewarnt, dass »reformistische Sozialarchitekten den Leser bis an Abgründe führen«. (S. 7). 3. Schließlich wird gefragt, was von der alten sozialdemokratischen Sozialmoral, von den alten Normen und Motiven eigentlich geblieben ist, wenn die Emanzipation wesentlich vollbracht und das Zeitalter der Meritokratie erreicht ist. »Hat sich die Partei der einst Entrechteten durch den Aufstieg nicht selbst überflüssig gemacht?« (S. 8).

Nach diesen relativ allgemeinen Bemerkungen werden Walter und Marg in den folgenden Kapiteln konkret. Das Kapitel über »social engineering« beginnt mit den Kurzbiografien der Ehepaare Beatrice und Sidney Webb sowie Alva und Gunnar Myrdal, bis der (unvorbereitete) Leser plötzlich damit konfrontiert ist, dass Eugenik nicht allein bei den völkischen Rechten zu finden war, sondern in der Weimarer Republik in der Linken »eine eigene und spezifische Tradition« entwickelt hatte, zurückgehend bis zum »Verband der Vereine für Volksgesundheit« vor dem Ersten Weltkrieg. Walter und Marg argumentieren, dass eine derartige Position innerhalb der Sozialdemokratie »gerade in der Konsequenz der Moderne und des Fortschrittsdenkens lag, deshalb zu rationalistisch-planerischen Anmaßungen und Menschheitsoptimierungsutopien führte« (S. 83). Natürlich, die sozialdemokratischen Eugeniker verfügten über keinen großen Anhang in der SPD und ihren Nebenorganisationen und diese schrieben, redeten und agitierten lange vor Auschwitz. Gleichwohl: Warum sind solche inhumanen Positionen in der Arbeiterbewegung möglich gewesen? Weitere Forschungen sind nötig.

---

17 Franz Walter/Stine Marg, Von der Emanzipation zur Meritokratie. Betrachtungen zur 150-jährigen Geschichte von Arbeiterbewegung, Linksintellektuellen und sozialer Demokratie, Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2013, 160 S., kart., 19,99 €.

Aber das Buch ist nicht einseitig kritisch angelegt. Vielmehr geht es auch um die Stärken und positiven Seiten der SPD, etwa in dem Kapitel über den sozialdemokratischen Organisationskosmos. Hier wird nicht nur das Hohe Lied über den sozialdemokratischen Funktionär angestimmt, sondern die These vertreten, dass die Freizeit- und Nebenorganisationen überhaupt erst den Zusammenhalt der Arbeiterbewegung brachten, die unpolitischen Arbeiter an der Sozialdemokratie festhielten. Diese These erscheint plausibel, ob sie allerdings empirisch haltbar ist, dürfte fraglich sein. Nicht zuletzt kommt es hier wohl auf den Politikbegriff an – was heißt »unpolitischer Arbeiter«?

Im Band von Walter und Marg geht es ganz wesentlich um die Positionsbestimmung der SPD heute. Mit verschiedenen Thesen wird gespielt, neue Perspektiven werden eröffnet. Es bleibt nicht nur bei der These vom »Ende der Volksparteien«, sondern es wird gefragt, was danach komme. Eine gelungene Essay-Sammlung, über deren einzelne Beiträge der Leser sich aufregen kann, sich provoziert oder bestätigt fühlen mag. Aber auf jeden Fall kein Langweiler.

Entgegen dem, was sonst aus der Werkstatt Franz Walters kommt, finden sich hier gelegentlich größere stilistische Unebenheiten. Allein die Lektüre eines über 15 Zeilen gehenden Satzes bringt einen außer Atem (S. 124). Und leider ist auch mit den Daten zu Wahlergebnissen und zu den Mitgliedern nicht ganz sauber umgegangen worden.

Ein faszinierendes Buch hat Gunter Hofmann vorgelegt.<sup>18</sup> Eine Art Doppelbiografie, in der der Autor der Frage nachgeht, warum zwischen Willy Brandt und Helmut Schmidt so tief gehende Differenzen bestanden – und beide doch immer wieder zusammenkamen, sie sich im Zweifelsfall regelrecht zusammenraufen. Zwar gibt es über beide Kanzler Biografien, allgemeine Sekundärliteratur, autobiografische Veröffentlichungen (im Text werden immer wieder längere Passagen zitiert). Das Willy-Brandt- und das Helmut-Schmidt-Archiv standen Hofmann offen. Die Forschungslücke, in die der Autor hineinstößt, ist »das Ungesagte zwischen den beiden«, davon »handelt das Buch« (S. 18). Und in der Tat: Mit großer Sensibilität, mit Gespür für das Informelle, eben auch das »Ungesagte« charakterisiert Hofmann seine beiden Protagonisten – und ohne dabei ins Psychologisieren zu geraten. Es finden sich Thesen, die zum weiteren Forschen anregen. Das Buch selbst bietet einen Fortschritt in der Forschung, obwohl sein Verfasser Journalist ist – oder gerade weil er diesem Beruf nachgeht: Das ist nämlich ein durchaus mutiger methodologischer Schritt, diesem Quervergleich nachzugehen; der Band liest sich dazu auch noch wie der berühmte Krimi.

Hofmann geht von der These aus, dass die Beziehung zwischen Brandt und Schmidt kompliziert war, eben eine schwierige Freundschaft – »und das hing mit ihren Lebensgeschichten zusammen« (S. 11). Obwohl beide im Alter nur fünf Jahre auseinanderlagen, Brandt Jahrgang 1913, Schmidt Jahrgang 1918, konnte der Gegensatz zwischen beiden kaum größer sein: der eine in das sozialdemokratische Milieu hineingeboren, der andere ins kleinbürgerliche. Brandt war noch stark geprägt von der Weimarer Republik, für Schmidt war Weimar museale Geschichte. Der eine ging 1933 als Emigrant nach Skandinavien; der andere wurde bald ein normaler Wehrmachtssoldat. Der eine war Teil der Arbeiterbewegung, gehörte dazu, der andere war ein von Wehrmacht und Nachkriegszeit geprägter Politiker. Des einen Biografie kann nicht ohne die Geschichte der Arbeiterbewegung erzählt werden, der andere ist eher zufällig zur SPD gestoßen, ist mehr Teil der allgemeinen deutschen Nachkriegsgeschichte. Hofmann geht in Darstellung und Vergleich seiner beiden Protagonisten chronologisch, im Prinzip nach Lebensabschnitten gegliedert vor. Dabei werden nicht nur die Gegensätze zwischen beiden deutlich, sondern auch Übereinstimmungen, etwa in der Beurteilung von Julius Leber oder Ernst Reuter. Einfühlsam

18 *Gunter Hofmann, Willy Brandt und Helmut Schmidt. Geschichte einer schwierigen Freundschaft*, Verlag C. H. Beck, München 2012, 335 S., geb., 21,95 €.

und sensibel wird dabei nicht nur beschrieben, sondern aus den Biografien vorsichtig erklärt und interpretiert, an keiner Stelle aber moralisierend gewertet. Hier liegt die große Stärke des Autors. So gelingt es ihm, die beiden – scheinbar – unterschiedlichen Charaktere gegenüberzustellen, dabei aber auch jene Projektionen zu berücksichtigen, unter denen das jeweilige Persönlichkeitsbild sich darbot: Brandt fiel es nicht schwer, sich auf Experimente einzulassen, Schmidt warnte vor Risiken, er war Soldat, wollte überleben. »Brandt war nicht im Krieg. Er suchte Wege und Auswege, Öffnungen«. Schmidt hingegen bevorzugte das »Schließen«. Brandt zeigte Vertrauen, die Republik werde sich schon selbst erziehen. Schmidt war überzeugt, sie müsse erzogen werden. Willy Brandt, so Hofmann, war der Mann der Anfänge, auf Kontinuität legte hingegen Helmut Schmidt besonderen Wert (S. 283). Dann aber nimmt Hofmann sich das Klischeehafte, die Projektionen, die sich in beiden Persönlichkeitsbildern festgesetzt haben und mitschwingen, vor und differenziert: »Mir scheint, das Hamletsche an Schmidt und das Bismarcksche an Brandt geriet [...] zu oft aus dem Blick« (S. 285).

Dabei benötigten, ja brauchten sich beide: Kanzler Schmidt den Parteivorsitzenden Brandt, Kanzler Brandt den Rationalisten Schmidt. Beider Führungsstil schien eigentlich unvereinbar. Dennoch wussten sie – gerade auch in Verbindung mit Herbert Wehner in der Troika – dass sie aufeinander angewiesen waren. Kein Wunder, dass zuweilen das Gerücht die Runde machte, die drei seien persönlich so verkracht, dass sie nur über Mittelsmänner, über Abgesandte miteinander redeten – aber immerhin, sie kommunizierten miteinander.

Im Schluss seines Buchs zieht Hofmann – offensichtlich zustimmend – eine Äußerung von Horst-Eberhard Richter heran, um das Verhältnis beider zu kennzeichnen als »Ergänzungsverhältnis der Eigenschaften beider«, ein Komplementärverhältnis, der eine strategischer Rechner, der andere Politiker der »compassion« (S. 303). Hofmann hat ein glänzendes Buch zur Geschichte der Bundesrepublik geschrieben. Brandt ist bis an sein Lebensende geborener Sozialdemokrat, Akteur in der Geschichte der Arbeiterbewegung gewesen, Schmidt hingegen rational kalkulierender Strategie, kein in der Wolle gefärbter Sozialdemokrat. Wurde »Brüder zur Sonne zur Freiheit« zum Abschluss eines Parteitags angestimmt, so fiel der eine kräftig in den Gesang ein, der andere lief etwas peinlich berührt rot an.

In die Kategorien »aktuelle Zeitgeschichte« und »Herausforderungen an die Forschung« gehört das voluminöse, faktenreiche, umfängliche, fast 900 Seiten lange Buch Edgar Wolfrums, »Rot-Grün an der Macht. Deutschland 1998–2005«.<sup>19</sup> Der Band stellt die erste historische Gesamtdarstellung der rot-grünen Koalition dar und handelt damit implizit und explizit auch von der Geschichte der deutschen Sozialdemokratie. Es waren nur sieben Jahre an der Macht, aber in denen ist – wie erst in der Rückschau ganz deutlich wird – viel geschehen, ist der Reformstau, der sich nach 16 Jahren Kohl aufgetürmt hatte, geplatzt, hat es in so kurzer Zeit so viele und so tiefe Veränderungen gegeben wie nie zuvor in der Geschichte der Bundesrepublik, vielleicht wie nie zuvor in der deutschen Geschichte. Man denke nur an das Staatsbürgerschaftsrecht, das 630-Mark-Gesetz, die Greencard, das Lebenspartnersgesetz, die Riester-Reform, die Dauerbaustelle »Gesundheitsreform«, den Atomausstieg, die Öko-Steuer, das Dosenpfand, die Einrichtung eines Kulturstaastransferministeriums, die Zwangsarbeiterrentenschädigung, vor allem aber die Agenda 2010.

Das Buch bietet eine detailreiche, ja detailversessene Chronologie, ein breites und umfassendes Panorama, eine Rekonstruktion und Revue der rot-grünen Regierungszeit, dicht aus den Quellen geschrieben – und diese, vor allem aber die publizistischen Dokumente in ihrem Tenor immer wieder übernehmend. Das Werk beginnt mit dem Macht-

<sup>19</sup> Edgar Wolfrum, *Rot-Grün an der Macht. Deutschland 1998–2005*, Verlag C. H. Beck, München 2013, 848 S., geb., 24,95 €.

wechsel 1998, schreitet dann fort über den Kosovokrieg, die Terroranschläge von 9/11, den Afghanistan- und Irakkrieg, die Agenda 2010, bis zu den Neuwahlen 2005. Sehr gut als Handbuch geeignet; ein enzyklopädisches Nachschlagewerk. Gleichwohl versucht der Autor Fragestellungen und Thesen in der Einführung zu entwickeln, die dann aber nicht die drei folgenden Teile und 16 Kapitel des Bandes strukturieren. Einige zuweilen mit Pathos als Schlüsselkategorien einleitend benutzte Begriffe werden nicht operationalisiert, bleiben gleichsam in der Luft hängen. Die Globalisierung gilt Wolfrum als überwältigendes Dach, darunter vollzogen sich vier Tendenzen, bewegende Kräftefelder: Krieg und Frieden, das sich verändernde Gesicht Europas, die Krise des westlichen Sozialstaats sowie der Reformstreit. Da ist – an einigen Stellen fast bombastisch und schwülstig oder unverständlich – die Rede von »globaler Regierung«, »Scharnierzeit«, »Jahren des Umbruchs«, »historischem Ausmaß«, »gravierendem Umbruch«, von historisch und epochal. Die Arbeitshypothese, so Wolfrum, lautet: Es handelt sich um eine spannungsreiche Geschichte des Übergangs vom 20. ins 21. Jahrhundert. Oder, breiter angelegt, um eine Ausgipfelung des Strukturbruchs, den die moderne Zeitgeschichte im letzten Drittel des 20. Jahrhunderts ansetzt (S. 715). Wie gesagt: Weder die Arbeitshypothese noch die (scheinbar) zentralen Begriffe werden operationalisiert oder zur Strukturierung des Stoffs herangezogen.

Im Vordergrund steht Deskription. Diese macht auch die Stärke des Buchs aus. Zum Beispiel der Rücktritt von Oskar Lafontaine als Finanzminister und als Vorsitzender der SPD. Der Ablauf des Rücktritts wird detailliert geschildert, auch die »Schockstarre«, in die die SPD gefallen war, die Partei, die Lafontaine »im Griff« hatte und die ihn nachgerade zu lieben schien. In der Partei standen sich zwei Fraktionen gegenüber, die »Modernisierer«, die Monetaristen, darunter Gerhard Schröder, und die Traditionalisten, die Keynesianer, angeführt von Lafontaine. Wolfrum kommt zu dem Schluss, dass das Scheitern all seiner politischen Vorhaben Lafontaine zum Rücktritt aus seinen Ämtern bewog, nicht der Machtkampf mit dem Kanzler. Der Leser bekommt hier den Eindruck, als würde ein künstlicher Gegensatz formuliert, denn ganz offensichtlich waren es zwei Rücktrittsmotive, der verlorene Machtkampf mit Schröder um die stärkste Position im Kabinett und damit zusammenhängend das Unvermögen, die eigenen politischen Ziele durchzusetzen. Neue Erkenntnisse zum Rücktritt Lafontaines im März 1999 vermag Wolfrum uns nicht mitzuteilen. Allerdings sind die Ereignisse akribisch und zusammenhängend beschrieben. Das gilt auch für das Schröder-Blair-Papier, das im Juni 1999 veröffentlicht worden war und das von vielen in der deutschen Sozialdemokratie als programmatische Wende angesehen wurde. Wolfrum zitiert den Inhalt dieses Dokuments, referiert verschiedene Stellungnahmen zu dem Papier, nimmt aber selbst keine Position ein, ordnet es auch nicht recht ein. Er spricht noch am ehesten von »Modernisierung«.

Die folgenschwerste Reform für die SPD war natürlich die Agenda 2010. Wolfrum schildert sie in all ihren Verästelungen. Die Fehler und Probleme bei der Durchsetzung und Annahme der Agenda werden deutlich, nämlich schlicht und einfach die misslungene Vermittlung, die dilettantische Kommunikation in die Öffentlichkeit und der verheerende Fehler, Arbeiter und Angestellte, die arbeitslos wurden, schon nach zwölf Monaten mit Sozialhilfeempfängern gleichzustellen. Interessant ist, dass zunächst der Aufstand der Parteibasis ausblieb. Warum dies so war, dieser Frage geht Wolfrum leider nicht nach. Auch an dieser Stelle ist das Buch analytisch defizitär. Die Agenda war nicht nur die am tiefsten greifende und umfassendste Reform des deutschen Sozialstaats, sondern sie bewirkte auch eine Veränderung des deutschen Parteiensystems, das bis zu diesem Zeitpunkt (sieht man von der Etablierung der Grünen ab) erstaunlich stabil geblieben war. Jetzt demontierte die SPD sich selbst. Unfreiwillig wurde sie zum Geburtshelfer der Linkspartei. Denn mit dem innerparteilich und bei den Gewerkschaften anschwellenden Protest gegen die Agenda

wurden die parteipolitischen Folgen immer deutlicher. Einst sozialdemokratische Wähler, auch Stammwähler, wanderten in das Nichtwählen ab, gingen zur WASG, zur Wählerinitiative für Arbeit und soziale Gerechtigkeit, und zur sich auch im alten Westdeutschland etablierenden Linkspartei. Bei bundesweiten Wahlen fand sich die SPD fortan im 30%-Turm wieder. Auch Parteimitglieder und Gewerkschaftsfunktionäre verließen die Sozialdemokratie. Eine Partei links von der SPD hatte sich auf Dauer festgesetzt. Zugleich zeigt dieser Sachverhalt den Mut Schröders, auch gegen seine eigene Partei eine von ihm als notwendig erachtete Reform durchzusetzen. Dazu Wolfrum: »Schröder führte das Land in den wirtschaftlichen Aufschwung und seine Partei in die Wahlniederlage« (S. 582). Die Passagen und Kapitel über die Agenda und ihre Konsequenzen lesen sich in dem dicken Wälzer spannend und kurzweilig; fein ziseliert kommt die Darstellung daher.

Zu Recht hebt Wolfrum die Erfolge von Rot-Grün hervor. Waren zunächst große Hoffnungen mit der ersten ›linken‹ Regierung verbunden, so war diese bald außen-, dann aber auch innenpolitisch von der politischen Realität eingeholt, sodass deren eigentliche Leistung schließlich doch darin bestand, den Reformstau nach 16 Jahren Kohl gebrochen zu haben. Innerhalb weniger Jahre wurde aus dem »kranken Mann Europas« das Modell Deutschland. Diese übervollen Jahre ruft Wolfrum in Erinnerung, schildert sie im Detail und schafft so die Grundlage für weitere Studien über Rot-Grün an der Macht.

### III. BIOGRAFIEN UND LOKALE UNTERSUCHUNGEN

In diesem Abschnitt werden biografische und lokale Studien zur Geschichte der deutschen Sozialdemokratie vorgestellt und diskutiert, die unter Umständen viele Informationen bringen, gleichwohl nicht oder bestenfalls punktuell die Forschung vorangebracht haben. Dabei gibt es von der Sache her durchaus Überschneidungen qualitativer Art mit den Publikationen, die im vorausgegangenen Kapitel besprochen worden sind.

Jürgen Schmidts Biografie über August Bebel, den »Kaiser der Arbeiter«, ist deswegen so interessant, weil sie unter einer klaren Fragestellung beziehungsweise These verfasst ist, die die Arbeit strukturiert.<sup>20</sup> Die Wahlerfolge der Sozialdemokratie in den Bundesländern nach 1945, aber auch im Reich vor 1914, hätten zu einer »durchgreifenden Professionalisierung der Politik« geführt, so die These des Autors. Der Lebensweg August Bebels stehe paradigmatisch für diese Entwicklung. Er habe sich zu einem bestimmten Zeitpunkt seines Lebens entschieden, für die Politik zu leben. In den 1880er Jahren habe es bei ihm einen Übergang gegeben vom Handwerker-Unternehmer zum Berufspolitiker (S. 11). Schmidt erwähnt an dieser Stelle die bekannte Auseinandersetzung Max Webers mit dem Begriff des Berufspolitikers, gelangt aber nicht selbst zu einer Definition von »Berufspolitiker«. So heißt es bei ihm, Bebel füge sich nicht nahtlos in die von Weber entwickelte Typologie. Hier nicht weiter systematisch gearbeitet zu haben, nicht Kriterien für »Berufspolitiker« entwickelt zu haben, ist um so bedauernswerter, als das Buch durchaus eine Dramatik enthält, die auf der Entwicklung hin zur Professionalisierung der Politik beruht. So aber nennt der Autor nur einige Phänomene, die seine These stützen: In Bebel habe sich die ganze Breite politischen Arbeitens entfaltet, nämlich Netzwerke knüpfen, Reden halten, Kongresse organisieren, das Geld der Partei in Wertpapieren anlegen, Wahlkämpfe vorbereiten und führen, politische Ziele und Ideen entwerfen. Organisator und Agitator, dies sind die beiden wichtigsten Merkmale, die Schmidt für Bebel verwendet. Hinzu kommt die Fähigkeit, als Volksredner aufzutreten. Der Autor reflektiert, ob Bebel Charisma besessen habe oder nicht – auch dieser Begriff gehört bekanntlich in eine Typologie

20 Jürgen Schmidt, August Bebel – Kaiser der Arbeiter. Biografie, Rotpunktverlag, Zürich 2013, 285 S., geb., 27,00 €.

von Politikern. »Von der Politik« lebte Bebel insofern, als er mit seinem 1881 errungenen Mandat für den sächsischen Landtag für jeden Sitzungstag zwölf Mark erhielt. Sein Buch »Die Frau und der Sozialismus« und auch andere Veröffentlichungen brachten auch einen finanziellen Erfolg. Zudem hatte Bebel seinen Anteil an einer Drechslerei verkauft. Allerdings legte er größten Wert darauf, nicht durch besoldete Parteiämter sein Geld zu verdienen und dadurch abhängig zu werden. Gleichwohl war es das sozialdemokratische Milieu insgesamt, so Schmidt, das »ihm erlaubte[,] von der Politik zu leben« (S. 168).

Durchgängig weist Schmidt darauf hin, welch gespaltene, widersprüchliche Persönlichkeit Bebel eigentlich gewesen ist, zerrissen zwischen Privatperson und Politiker. Da gab es den mit allen Wassern der kapitalistischen Geldanlage gewaschenen Arbeiterführer, den für das nationale Wohl eintretenden Internationalisten, den Vertreter eines männlichen Feminismus, den Theoretiker, der zwischen Reform und Ideologie pendelte, der in einer bürgerlichen Wohngegend lebte und doch jeden Tag den Zusammenbruch der bürgerlichen Gesellschaft, den großen Kladderadatsch, erwartete. Aber vielleicht gehört eine derartige Zerrissenheit einer Persönlichkeit auch zu den Kriterien, die in ihrer Summe einen Berufspolitiker ausmachen? Oder ist eine derartige Frage nichts anderes als eine Projektion aus unserer Gegenwart in das ausgehende 19. Jahrhundert?

Insgesamt eine gelungene Biografie des ersten großen Vorsitzenden der SPD, der Aufstieg aus der Armut in die Mittelschicht ist lebendig geschildert, durch Quellen – nicht zuletzt die Briefwechsel Bebels – angereichert.

Biografien und biografische Beiträge über Willy Brandt sind inzwischen Legion. Einer der besten Kenner des Lebenslaufs von Brandt, insbesondere der Exiljahre in Norwegen und der skandinavischen Zeit insgesamt, ist Einhart Lorenz, Professor für europäische Geschichte an der Universität Oslo.<sup>21</sup> Sehr schön arbeitet er heraus, wie der radikale Sozialist, der Lübeck in die Emigration verlassen hatte, angesichts der skandinavischen politischen Kultur zu einem Anhänger des parlamentarischen Regierungssystems geworden ist. Er lernte das Grundwerkzeug eines Politikers in einer parlamentarischen Parteidemokratie kennen, nämlich Kompromisse schließen und Konsens herstellen. Damit verband Brandt auch die Perspektive einer pluralistischen linken Volkspartei. Auch sein Demokratieverständnis veränderte sich, so Lorenz: »Es ging Brandt nicht darum, Beschlüsse durchzuboxen, sondern dialogisch zu arbeiten, zu überzeugen und Meinungen zu bündeln« (S. 231). »Er glaubte an die Kraft der Gedanken, und dass Argumente überzeugen konnten.« Hier stellt sich die Frage, ob Lorenz nicht ein zu idealistisches Bild von Brandt und seinem Demokratieverständnis hat, ob er nicht die »bismarcksche Seite« seines Protagonisten, von der Gunter Hofmann immer wieder gesprochen hat, etwas unterschätzt. Man denke nur an den Kampf Brandts in der Berliner SPD in den 1950er Jahren: Da ist auch von den Brandt-Leuten mit Haken und Ösen gegen die sogenannte neumannsche Keulenerie intrigiert und manipuliert worden. Allerdings: Brandt gewann nicht nur größtes politisches Ansehen im Ausland als Repräsentant des »anderen Deutschland«, das galt – trotz aller Diffamierungen, die es in den Wahlkämpfen immer wieder gab – auch für die deutsche Gesellschaft, wie nicht zuletzt der »Willy-Wahlkampf« von 1972 und vor allem die bis heute andauernde liebevolle Verehrung für »W.B.« zeigte und zeigt. Spannende, für den Historiker wie Politikwissenschaftler relevante Passagen finden sich immer wieder bei Lorenz, so über politische Führung, über die Troika Brandt-Schmidt-Wehner, über die Wiedervereinigung und die schwankende und wankende Haltung der SPD in dieser Frage (nicht zuletzt in der Hauptstadtfrage). Das Buch von Lorenz ist direkt aus den Quellen gearbeitet, es kommt sehr solide, in vielen Abschnitten auch in trockener Schilderung der Ereignisse daher. Da gibt es keine künstliche Dramatisierung mit einer These oder provo-

21 Einhart Lorenz, Willy Brandt. Deutscher – Europäer – Weltbürger, Kohlhammer Verlag, Stuttgart 2012, 288 S., kart., 24,90 €.

kativen Fragestellung. In seiner zusammenfassenden Formulierung ist Lorenz wohl Recht zu geben: »Wenn man die oft äußerst simplen Konstruktionen und irreführenden Stereotypisierungen seines von außen geschaffenen Bildes ablöst, entdeckt man einen überaus komplexen, vielschichtigen Menschen voller Brüche, Gegenläufigkeiten, mit Wirklichkeitssinn und Möglichkeitssinn – und zugleich mit auffälligen Kontinuitäten« (S. 232f.).

Mehr als ein Dutzend Willy-Brandt-Biografien liegt heute vor, ihre Zahl ist aus Anlass des 100. Geburtstags des Parteiführers und Kanzlers im Jahr 2013 noch gestiegen. Dazu zählt auch Bernd Faulenbachs Biografie.<sup>22</sup> Dies ist ein gelungenes, kleines, knappes, aber dennoch irgendwie detailliertes Werk, das mit viel Sympathie für den Protagonisten abgefasst worden ist. Wie viele andere Autoren betont Faulenbach zu Recht, dass Brandt eine Jahrhundertgestalt gewesen sei – dies jedenfalls gilt für Deutschland und Europa. Wenn es einen roten Faden in der Darstellung gibt, dann den, herauszuarbeiten, welches die Wirkungen von Brandt – zum Teil bis in unsere Gegenwart – gewesen sind. So habe Brandt das Selbstverständnis und die Politik der deutschen Sozialdemokratie seit den 1950er Jahren geprägt. Dabei sei er an skandinavischen Vorbildern orientiert gewesen, habe den deutschen erstarrten sozialdemokratischen Traditionalismus überwinden wollen. Ferner habe Brandt wesentlich zur Veränderung des Politikbegriffs in Deutschland beigetragen, habe ihn demokratisiert und entideologisiert, zu seiner geistigen und kulturellen Liberalisierung beigetragen. Des Weiteren sei er dem Leitbild eines europäischen Deutschland gefolgt, das die traditionellen nationalstaatlichen Verengungen überwand. Mithin setzte er sich für eine europäische Friedensordnung und europäische Föderation ein. Und schließlich habe Brandt erhebliche Wirkung als jemand erreicht, der global dachte und entsprechende Politikkonzepte entwickelte. Die Biografie ist lebendig geschrieben, kann als erste Orientierung für Leben und Wirken von Brandt dienen. Personenregister, Zeit-  
tafel und eine Liste der Schriften von Brandt und der Literatur über Brandt finden sich im Anhang. Insgesamt also ein gelungener propädeutischer Band zu Brandts Leben im Kontext der Geschichte der deutschen, europäischen und internationalen Arbeiterbewegung.

Faulenbachs Darstellung basiert ganz wesentlich auf dem großen, bis heute nicht übertroffenen, fast 1.000 Seiten umfassenden Standardwerk von Peter Merseburger, das in erster Auflage 2002 erschien und jetzt in einer Neuauflage vorliegt.<sup>23</sup> Der Autor beginnt sein Buch im Vorwort gleichsam mit einem Paukenschlag: Adenauer hätten die Deutschen respektiert, Willy Brandt aber habe in der bundesrepublikanischen Geschichte polarisiert wie kein anderer Politiker, ausgenommen vielleicht Franz Josef Strauß. Brandt wurde »gehasst aber auch geliebt – schon um seiner Schwächen willen, die ihn den Menschen näher rückten« (S. 7). Auf den ersten Blick, so Merseburger, mag die Biografie Brandts widersprüchlich gewesen sein, linksrevolutionär in der Jugend, demokratischer Sozialist in der skandinavischen Emigration, Kalter Krieger in Berlin, Kanzler der Versöhnung mit dem Osten in Bonn, Begründer der deutschen Zweistaatlichkeit, dann aber wiederum energischer Fürsprecher einer schnellen deutschen Vereinigung. Ein »Stück ungebrochener Freiheitstradition« habe Kontinuität in sein Leben gebracht. Und in der Tat hat Brandt mehrere historische Epochen durchlebt, die Weimarer Republik, die Zeit des Nationalsozialismus, die deutsche Spaltung und schließlich die deutsche Vereinigung. Kenntnissreich und differenziert entfaltet Merseburger die Biografie Brandts, schreibt zudem in einem Stil, dass man das Buch kaum aus der Hand zu legen vermag. Etwa das Kapitel »Machtkampf an der Spree. Ernst Reuters junger Mann setzt sich durch«. Um in der Berliner Partei die Oberhand zu gewinnen, beginnt Brandt mit harter Kärnerarbeit, wird 1949

22 *Bernd Faulenbach*, Willy Brandt (Beck'sche Reihe, Bd. 2780), Verlag C. H. Beck, München 2013, 128 S., kart., 8,95 €.

23 *Peter Merseburger*, Willy Brandt. 1913–1992. Visionär und Realist, Pantheon Verlag, München 2013, 926 S., kart., 19,99 €.

Vorsitzender des Kreisverbandes Wilmersdorf, ist in den verrauchten Kneipen Neuköllns und Schönebergs zu den Zusammenkünften der Abteilungen, der Ortsvereine, zu finden. Mit harten Bandagen wird um den Landesverband gekämpft, zwischen der sogenannten Keulenriege, angeführt von dem Traditionsozialisten Franz Neumann, und den Brandt-Anhängern. Brandt obsiegt schließlich. Doch in dieser Zeit – nicht zuletzt wegen Neumanns unfairem manipuliertem Spiel um die Macht – unterschied Brandt sich kaum von anderen innerparteilichen Parteikämpfern, stand im deutlichen Kontrast zu seiner geläuterten Persönlichkeit in den 1980er Jahren. Äußerst differenziert beschreibt Merseburger den Berliner Machtkampf. Dies gilt auch für jenes Kapitel, in dem es um den Rücktritt als Kanzler geht. Die Einschätzung, warum Brandt aufgegeben hat, ist realistisch, eignet sich nicht für irgendwelche Heroisierungen. Mehrere Gründe werden genannt: Die Ölkrise, die galoppierende Inflation, steigende Arbeitslosigkeit, ein monatelanger Streik der Fluglotsen, »wilde Streiks«, kräftezehrende Auseinandersetzungen um die Ostpolitik – und natürlich die Enttarnung Günter Guillaumes als Stasi-Spion. Brandt war zu diesem Zeitpunkt physisch und psychisch ausgelaugt, hatte gesundheitliche Probleme, vermochte sich einem innerparteilichen Gegner wie Herbert Wehner nicht zu widersetzen.

Merseburger hat bei den Recherchen zu seinem Buch von allen Seiten die beste Unterstützung erfahren. So hatte er Zugang zu einschlägigen Archiven, zum Willy-Brandt-Archiv im Archiv der sozialen Demokratie der Friedrich-Ebert-Stiftung, dem Briefwechsel von Günter Grass mit Brandt, es gab Interviews mit den engsten Mitarbeitern seines Protagonisten, mit zeitgenössischen Politikern sowie mit Familienangehörigen. Merseburger feiert Brandt als einen Großen, der gegen den Nationalsozialismus und Stalinismus gekämpft hat und der »den Abstand zwischen Macht und Moral in seiner Regierungszeit verringerte« (S. 862). Merseburgers Werk stellt mehr als nur eine gelungene Biografie dar, es bietet zugleich eine Geschichte der Bundesrepublik – sehr gut lesbar und höchst informativ.

Zu biografischen Werken gehören auch Autobiografien. So kritisch sie auch als Quelle zu betrachten sind und unter Umständen eine politische Funktion haben. Genau in diese Kategorie gehört durchaus das 2013 wieder aufgelegte Werk Willy Brandts: »Links und frei. Mein Weg 1930–1950«.<sup>24</sup> Denn das in erster Auflage 1982 erschienene Werk wurde in einer Zeit des Zerfalls der sozial-liberalen Koalition unter Helmut Schmidt veröffentlicht, sollte Mut machen, um die Endzeitstimmung, die sich innerhalb der Sozialdemokratie verbreitet hatte, zu überwinden. Dennoch stehen die Memoiren für sich. Sie umspannen Brandts Zeit der Jugend in Lübeck bis zur Rückkehr aus der Emigration und der Ankunft in Berlin. Es ist, wie Brandt selbst in einem kurzen Vorwort schreibt, der Weg eines Lübecker Arbeiterjungen, den es nach Zusammenbruch der Weimarer Republik zunächst nach Norwegen verschlägt, der im Exil mit deutschen Freunden verbunden bleibt und schließlich nach Deutschland nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs zurückkehrt. Brandt ist noch in das alte sozialdemokratische Milieu hineingeboren worden und war zeitlebens davon geprägt. Durch die Erzählungen seines Großvaters war er noch ganz von August Bebel beeindruckt, etwas entfernter stand ihm Ferdinand Lassalle. Durchaus kritisch gegenüber der eigenen Biografie und den eigenen Prägungen kommen die Erinnerungen daher. So etwa kritisiert er, dass die Weimarer Demokratie nicht fest verankert war, der »Novemberumsturz« 1918 eine neue Verfassung hervorbrachte, die alten Mächte aber überlebten, die Bürokratie, die Justiz, die Universitäten, die militärische Führung (S. 43f.). Damit ist ein Thema angesprochen, das bis heute bei Historikern umstritten ist. Nachgerade bewegend sind die Seiten, die Brandt über Ernst Reuter schreibt, seinem väterlichen Freund. Reuter wurde, so Brandt, zu seiner »stärksten Erfahrung mit sozial-

24 *Willy Brandt*, Links und frei. Mein Weg 1930–1950, Hoffmann und Campe Verlag, Hamburg 2012, 495 S., geb., 24,99 €.



demokratischer Führerschaft« (S. 421f.). Reuter sei der natürliche Mittelpunkt jeder Gesprächsrunde gewesen. Im Anhang der Memoiren finden sich ein Namensverzeichnis und ein Glossar mit den Kurzbiografien der im Text erwähnten Persönlichkeiten. In der Summe: ein schwungvoll geschriebenes und gut lesbares Buch.

Weitere Autobiografien sind in dem Gedenkjahr 2012/13 erschienen, so die von Helga Grebing, der großen alten Dame der Geschichtsschreibung der Arbeiterbewegung: »Freiheit, die ich meinte. Erinnerungen an Berlin«.<sup>25</sup> Bei der Lektüre spürt der Leser in und zwischen den Zeilen die Wärme der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung. Die SPD war für Grebing Heimat, obwohl sie aus dem katholischen Milieu kam. Also ein buntes, vielfältiges, keineswegs langweiliges Leben. Und zu Recht heißt es auf dem Buchumschlag, dass sich aus der individuellen Biografie das Lebensbild einer ganzen Generation entfalte, die in Kindheit und Jugend den Zweiten Weltkrieg und Nationalsozialismus erlitten und verarbeitet hat. Die ersten Kapitel scheinen langweilig zu sein, es geht um den Alltag in einer proletarisch-bäuerlichen Familie, man findet sich durch die ganze große Verwandtschaft kaum durch. Mit dem Älterwerden wird der Lebensweg auch bunter. So sind die Überlegungen, warum viele Jugendliche sich am »Führer« orientiert haben, auch heute noch bedenkenswert. Und die Bemerkung, sie, die heranwachsende Helga, wollte eine »Lebensanschau« haben, hätte sich gelohnt, weiter reflektiert zu werden. Der Leser spürt, wie die kleine und jugendliche Helga (und das trifft auch die erwachsene) äußerst ehrgeizig gewesen ist. Sie legt Wert darauf, ihre sehr guten Zensuren dem Leser mitzuteilen, das Reifezeugnis wird abgedruckt, und die Enttäuschung war groß, wenn die Noten nicht so gut wie erwartet ausfielen. Gelegentlich teilt unsere Autorin Banalitäten mit, die wenig über ihr Leben und die Geschichte der damaligen Zeit aussagen, so die Matrikel-Nummer, die sie am Beginn ihres Studiums an der Humboldt-Universität erhielt sowie die Nummer der SPD-Mitgliedskarte, die sie beim Eintritt in die Partei 1948 bekam. Im Gegensatz dazu sind ihre Überlegungen zu Aufgabe und Wirken der SPD hochgespannt: Sie sieht die Partei als Apostel an, die das Bürgertum für sich gewinnen solle. Höchstes Ziel sei es: »[a]lle Deutschen für den Sozialismus reif zu machen« (S. 126).

Gern hätte man noch mehr über die junge Helga Grebing erfahren. So schildert sie in kräftigen Strichen, wie sie sich von Nationalsozialismus und Kommunismus losgesagt hat. Doch wie hat sie sich vom katholischen Milieu abgegrenzt und emanzipiert? Grebing hat an der Freien Universität bei Hans Herzfeld über das Zentrum und die katholische Arbeiterschaft in der Weimarer Republik promoviert. Wie ist sie auf dieses Thema gestoßen? Sie schreibt, dass ihr ursprüngliches Katholisch-Sein wenig damit zu tun habe. Was dann? Schließlich: Warum hat sie »Sozialismus ist Arbeit« zu ihrer Devise, ihrem Motto gewählt? Darf Sozialismus keine Freude, keinen Spaß, keine Fröhlichkeit bringen?

Schade, dass Grebing mit ihren Memoiren, mit der detaillierten Schilderung im Jahr 1953 aufhört und nur noch ein knappes Kapitel über die Jahre 1953 bis 2011 anhängt. Gerade in diesen, hier in der Autobiografie fehlenden Lebensabschnitten hat Helga Grebing viele Berufe ausgeübt, sie machte Karriere, war erfolgreich. Allein die Reaktion der männlichen Kollegen in den Philosophischen Fakultäten auf diesen Neankömmling könnte bestimmt einen weiteren Band füllen – voll heiterer, wunderbarer Anekdoten.

Zu den biografischen Quellen und zur Sekundärliteratur zählen auch Ausstellungen und damit verbundene Ausstellungskataloge, die für bestimmte Persönlichkeiten, zu Jubiläen wie dem aktuellen der SPD oder zu historischen Ereignissen zusammengestellt worden sind, in unserem Fall der von Bernd Braun und Walter Mühlhausen herausgegebene Katalog zur ständigen Ausstellung in der Reichspräsident-Friedrich-Ebert-Gedenk-

<sup>25</sup> *Helga Grebing*, *Freiheit, die ich meinte. Erinnerungen an Berlin*, Verlag für Berlin-Brandenburg, Berlin 2012, 176 S., geb., 19,95 €.

stätte: »Vom Arbeiterführer zum Reichspräsidenten. Friedrich Ebert (1871–1925)«. <sup>26</sup> Eigentlich ist es »verlorene Liebesmüh«, über einen Katalog zu berichten, ohne doch gleichzeitig die dazugehörige Ausstellung zu betrachten. Gleichwohl: Der Katalog steht durchaus auch für sich. Nach einer biografischen Einführung werden die zehn Räume der Ausstellung vorgestellt, eine Zeittafel und ein Literaturverzeichnis dienen der Orientierung. Immer wieder wird der Lebensweg Eberts vom Sattlergesellen zum Reichspräsidenten mit vollem Recht und gewissem Stolz hervorgehoben. So entsteht eine faktenreiche, gelungene und durchaus differenzierte Geschichtserzählung, die nicht nur chronologisch angelegt ist, sondern unter anderem drei Krisen besonders hervorhebt, den Kapp-Lüttwitz-Putsch, die Besetzung des Ruhrgebiets durch die Franzosen sowie die Hyperinflation. Im letzten Raum geht es um den Gegenwartsbezug Eberts und der Weimarer Republik. Die Kontroverse, die seit Jahrzehnten unter Historikern ausgetragen wird, ob nämlich die Chancen zur Demokratisierung in der Novemberrevolution genutzt worden sind oder nicht, wird fair an verschiedenen Stellen der biografischen Einführung dargestellt. Kritiker bemängeln, dass es 1918 bis 1920 keinen Versuch einer Demokratisierung von Verwaltung, Wirtschaft und Militär gegeben habe, Ebert und die Mehrheit der Sozialdemokratie hätten Chancen zu einer tief greifenden und als notwendig erachteten Neuordnung nicht genutzt. Ebert war bestenfalls ein Revolutionär wider Willen, hat mit seinen Genossen immerhin Reformen wie den Achtstundentag, das Wahlrecht für Frauen, das Verhältniswahlrecht und die Parlamentarisierung des Reichs durchgesetzt (S. 36, 43 und 70f.). Letztlich ist Ebert, ein glänzender Organisator und Agitator, als Reichspräsident an den Parteien gescheitert, die nicht willens beziehungsweise nicht in der Lage waren, politische Verantwortung zu übernehmen, die wichtigste Rolle, die ihnen in einem parlamentarischen Regierungssystem zukommt. In der Summe: ein gelungener Katalog, der auf die Ausstellung neugierig macht.

Ein echtes Geschenk zum 150. Geburtstag der deutschen Sozialdemokratie stellt die Veröffentlichung des Protokollbuchs des ADAV Augsburg dar. <sup>27</sup> Dessen Original befindet sich im Archiv der sozialen Demokratie in Bonn. Wie es dorthin gekommen ist, erfährt der Leser allerdings nicht. Das Protokollbuch ist das einzige seiner Art und daher von hohem Quellenwert – obwohl der Mikro- und Lokalgeschichte zuzurechnen. Im Protokollbuch spiegelt sich gleichsam der Alltag der Augsburger Lassalleaner. Dieses wird in der vorliegenden Edition durch einige Reden führender Persönlichkeiten der Augsburger Gemeinde sowie durch Kurzbiografien einiger führender Augsburger ADAV-Mitglieder ergänzt. Äußerst spannend lesen sich die Passagen über Organisationsstruktur und Organisationspraxis des Augsburger Vereins. So wurde dieser »von oben herab« und im Prinzip von einer einzelnen Person gegründet, die als Handwerker auf ihrer Walz mit lassalleanischen Gedanken in Kontakt gekommen war. Neun Personen waren beim Gründungsakt anwesend, der sich – natürlich – in einem Gasthaus vollzog. Die zentralistische Struktur des Vereins reflektierte sich in Bezeichnungen für Funktionäre wie »Bevollmächtigter«, »Gemeindebeamter« und »Gemeindeversammlung«. Versammlungen fanden an jedem Samstag statt, auch wenn dieser auf den 24. oder 31. Dezember fiel. Einige Versammlungen waren jedoch schlecht besucht, was allgemein bedauert wurde und Anlass gab, nach den Ursachen zu fragen. Ja, mangels Mitgliedern mussten sogar einige Veranstaltungen

26 *Bernd Braun/Walter Mühlhausen* (Hrsg.), *Vom Arbeiterführer zum Reichspräsidenten. Friedrich Ebert (1871–1925). Katalog zur ständigen Ausstellung in der Reichspräsident-Friedrich-Ebert-Gedenkstätte*, Stiftung Reichspräsident-Friedrich-Ebert-Gedenkstätte, Heidelberg 2012, 228 S., kart., 14,80 €.

27 *Karl Borromäus Murr/Stephan Resch* (Hrsg.), *Lassalles »südliche Avantgarde«*. Protokollbuch des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins der Gemeinde Augsburg (1864–1867) (Archiv für Sozialgeschichte, Beiheft 28), Verlag J. H. W. Dietz Nachf., Bonn 2012, 227 S., kart., 29,90 €.

ganz ausfallen. Inhaltlich ging es bei den Versammlungen darum, gleichsam die eigene Identität dadurch zu stärken, dass am Beginn aus Schriften von Lassalle vorgelesen wurde, man sich dann solchen Themen wie Wahlrecht, Bildung der eigenen Mitglieder und geschichtsphilosophischen Fragen und aktuellen Ereignissen zuwandte. Zutreffend weisen die Herausgeber darauf hin, dass das Protokollbuch auch zu einer allgemeinen Sozial-, Ideologie-, Bildungs- und Kulturgeschichte des ADAV beiträgt und gleichzeitig reichliches Material für die Rekonstruktion des bunten sozialen, politischen und kulturellen Kosmos einer ADAV-Gemeinde vorgelegt wird (S. 13f.). Anders formuliert: Eine Quelle wird zugänglich gemacht, die zu weiteren, auch vergleichenden Forschungen einlädt.

#### IV. LEHRBÜCHER, LEHRSTÜCKE, GEDENKBÜCHER

Die im Folgenden besprochenen Bücher haben zumeist einen pädagogisch-didaktischen Ansatz und Anspruch, sie gehören in den Bereich der politischen Bildung beziehungsweise der Geschichtspolitik, implizit oder explizit geht es um Aufklärung. Ihr Ziel ist es nicht, neue Forschungsergebnisse zu vermitteln. Dabei kann Didaktik so verstanden werden: Warum vermittele ich was wie? »Warum« fragt nach der Relevanz eines politischen Ereignisses, einer Person, Bewegung oder Organisation. »Was« fragt nach dem Gegenstand, mit dessen Hilfe ich den Bezug zur Relevanz herstelle. »Wie« fragt schließlich nach der Art und Weise, in der ich einen Gegenstand zu vermitteln vermag und seine Relevanz erläutere. Diese drei Fragen an die Geschichte der SPD anzulegen, ist brisant: Die Partei ist bekanntlich aus einer dynamischen sozialen Bewegung hervorgegangen, scheint aber zunehmend zu erstarren, museal zu werden, in Gedenksteinen und Monumenten ihre Geschichte zu zelebrieren. Antithetisch dagegen formuliert: Die SPD könnte Kraft, Zuversicht, Lebendigkeit und Energie aus ihrer Geschichte für ihre jeweilige Gegenwart und selbst Zukunft gewinnen. Lehrbücher, Lehrstücke, Gedenkblätter, Schulungsmaterial, Denkmale haben auf dieses These/Antithese-Paar eine Antwort zu suchen. Dabei eignen sich einige der im Folgenden besprochenen Bücher auch hervorragend zum Blättern und Schmökern, ohne einem zu ehrgeizigen didaktischen Anspruch zu folgen.

Ein Buch völlig eigener Art ist das von Anja Kruke und Meik Woyke herausgegebene »Deutsche Sozialdemokratie in Bewegung 1848 – 1863 – 2013«, das ursprünglich als Begleitband zur von der Friedrich-Ebert-Stiftung konzipierten Wanderausstellung »150 Jahre deutsche Sozialdemokratie. Für Freiheit, Gerechtigkeit und Solidarität« erschienen ist.<sup>28</sup> Der Band steckt voller Informationen und Quellen, ist inhaltlich und didaktisch glänzend aufbereitet und angelegt. Diese Publikation ist noch anregender als die Wanderausstellung selbst, die in 25 Städten zu sehen war. Sie lädt ein zum Blättern, Schmökern, Lesen und Lernen, zu weiterem Erkunden. »Meilensteine« strukturieren den Inhalt, horizontal und vertikal. Horizontal heißt in diesem Fall chronologisch, nämlich in sechs Perioden: Bis 1863, 1863–1918, 1918–1933, 1933–1945, 1945–1989/90 und nach 1989/90. Vertikal hingegen kommen eine inhaltliche Orientierung und das Angebot von reflektierenden Beiträgen und Quellen hinein, nämlich »Meilensteine der Ausstellung«: knappe historisch-beschreibende Skizzen der einzelnen Perioden (zum Beispiel »Wir sind viele. Der Aufstieg zur Massenpartei«, S. 62–77, oder »Mut der Verzweiflung – Die deutsche Sozialdemokratie 1933 bis 1945«, S. 158–167); »Vertiefende Essays« (etwa »Revolution oder Reform? Revisionismusstreit und Massenstreikdebatte 1890 bis 1914«, S. 78–87, oder »Erneuerung und Wandel im Exil. Zur Politik der sozialdemokratischen Organisationen 1933–1945«, S. 168–175); »Ikonen«, damit sind Bilder gemeint, die sich in das histo-

28 Anja Kruke/Meik Woyke (Hrsg.), *Deutsche Sozialdemokratie in Bewegung 1848 – 1863 – 2013*, Verlag J. H. W. Dietz Nachf., Bonn 2012 (2., verbesserte Aufl. 2013), 304 S., geb., 29,90 €.

rische Gedächtnis eingegraben haben (etwa ein Bild von Barrikaden aus der Revolution 1848, S. 36–41, oder Julius Leber vor dem Volksgerichtshof, S. 176–181); »Quellen, die Geschichte machten« (darunter »Das ›Sozialistengesetz‹«, S. 92–111, und »Für Freiheit und Demokratie. Die Rede von Otto Wels zur Ablehnung des nationalsozialistischen ›Ermächtigungsgesetzes‹«, S. 182–187); »Klassiker der Arbeiterbewegung neu gelesen« (zum Beispiel »August Bebel. Die Frau und der Sozialismus«, S. 98–103, und »Fritz Naphtali, Wirtschaftsdemokratie. Ihr Wesen, Weg und Ziel«, S. 144–149); »Arbeiterlied und (Werbe-)Filme (darunter »Der Oldie als Dauerbrenner: Die Internationale«, S. 104–131, und »Das ›Moorsoldatenlied‹: Dokument unmenschlichen Leidens und Zeugnis menschlichen Lebenswillens«, S. 194–201). 26 Autorinnen und Autoren sind an den Texten beteiligt. Der Leser braucht Zeit, sich in die Struktur einzulesen, nämlich die vertikale und die horizontale mit jeweils sechs Meilensteinen, sodass sich ein Schema von insgesamt 36 Meilensteinen ergibt, die es ermöglichen, die Geschichte der deutschen Sozialdemokratie auf eine etwas ungewöhnliche Weise zu rezipieren.

Die Beschreibungen in den inhaltlichen und interpretierenden Texten sind prägnant, stilistisch fast immer flüssig und gelungen. An Höhepunkte in der Geschichte der Arbeiterbewegung wird erinnert, einige werden vor dem Vergessen bewahrt. So etwa wird nicht das Gründungsjahr des ADAV 1863 als Ausgangspunkt des Erinnerns genommen, sondern es wird zurückgegangen bis in die Französische Revolution und ihre Wertetriade von Freiheit – Gleichheit – Brüderlichkeit. Es überrascht auch nicht, dass die politischen Schriften von Karl Marx durchaus in der Tradition der Französischen Revolution stehen. Als Freiheits- und Demokratiebewegung wird die Arbeiterbewegung als integraler Bestandteil der deutschen Geschichte, auch der Revolution von 1848/49 gesehen. Besonders betont wird als selbstständiger »Meilenstein« das »Manifest der Kommunistischen Partei«, das bis heute nichts von seiner sprachlichen Wucht verloren hat und das für die Ausnahme-situation des Jahres 1848, dem Publikationsjahr, steht und für den Versuch von Marx und Friedrich Engels, daraus politisches Kapital zu schlagen (S. 48). Auf einer ganz anderen Ebene sind die Lieder der Arbeiterbewegung, darunter nicht zuletzt die »Arbeiter-Marseillaise«, angelagert. Sie vermittelten Gefühle von Stärke, Mut, Siegeszuversicht, auch von Zusammengehörigkeit und Identität. So verbot das bismarcksche »Sozialistengesetz« 1878 auch die Arbeitersängervereine sowie das Singen auf Versammlungen (S. 57f.). Auf wiederum einer anderen Ebene fand sich das wohl populärste Buch in der Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung, nämlich August Bebels »Die Frau und der Sozialismus«, 1879 in erster Auflage unter dem »Sozialistengesetz« veröffentlicht. Es erschien dann in 53 Auflagen, 20 Sprachen und in 50 Ländern. Allein in Deutschland wurden zu Bebels Lebzeiten 200.000 Exemplare verkauft. Dieser Band erschien vielen Genossen als Anleitung für Theorie und Praxis der sozialistischen Weltanschauung. Auf dem Titelbild führte ein rot gewandeter Engel die dunkel gewandete Proletarierin in den Sonnen umstrahlten Tempel der Freiheit (S. 98ff.). Zu Recht fragt Helga Grebing, die Autorin dieses Beitrags, wo eigentlich die Kraft und Leidenschaft geblieben sei, die einst voller Zuversicht Bebel und seine Genossen beseelt hat: »Vergangene Zeiten oder Signal für einen neuen Aufbruch?« (S. 103). Endgültig in der Gegenwart angekommen sind die Autoren im sechsten Kapitel beziehungsweise beim Meilenstein für die Zeit nach 1989/90. Hier wird nicht nur selbstkritisch die Agenda 2010 und ihre Bedeutung für den Aufwuchs und die Stärkung einer innerparteilichen Opposition behandelt, sondern an den verschiedenen Meilensteinen wird auch der fundamentale Wandel der SPD weg von einer solidarischen Arbeiterpartei deutlich. Unter »Ikone« firmiert Gerhard Schröder als Medienkanzler (S. 280–283), als »Klassiker« Johannes Raus erste »Berliner Rede« von 2000 (S. 290–295) und statt – nicht mehr gesungener – Arbeiterlieder geht es um die Facebook-Gemeinde der SPD (S. 296–299).

Das Buch überzeugt auch durch die kritische Distanz, die die Autoren gegenüber ihrem Gegenstand einnehmen. So stellt Stefan Berger in seinem Beitrag über die Reaktion des »Vorwärts« auf die Novemberrevolution (S. 138–143) nachdrücklich die Frage, ob die MSPD 1918/19 die demokratische Massenbewegung »von unten« nicht konsequenter hätte nutzen können, »um zentrale Elemente einer sozialen Demokratie dauerhaft in der deutschen Gesellschaft zu verankern« (S. 143). Und im aktuellen Kapitel über die Zeit nach 1989/90 werden unter »Klassiker« Gedanken und Argumente von Ulrich Beck über die »Risikogesellschaft« aufgenommen (S. 250–255), obwohl dieser ganz offenkundig kein »Klassiker« der Arbeiterbewegung ist, gleichwohl aber die innerparteiliche Diskussion belebt habe. Die Qualität des Buchs zeigt sich auch in den vielen Abbildungen, Faksimiles, Plakaten und Fotos, die den Text auflockern, lebendig machen. Am Ende jedes »Meilensteins« werden drei oder vier Titel weiterführender Literatur gelistet. In der Summe: ein in jeder Hinsicht gelungenes, dem Jubiläum adäquates Buch.

Von ähnlicher Qualität, wenn auch nicht Originalität und didaktischer Innovation, ist der vom Mannheimer TECHNOSEUM herausgegebene Katalog zur Großen Landesausstellung 2013 Baden-Württembergs »Durch Nacht zum Licht? Geschichte der Arbeiterbewegung 1863–2013«.<sup>29</sup> Auch hier handelt es sich um einen Begleitband zu einer repräsentativen, eher traditionell konzipierten Ausstellung. In seinem Grußwort stimmt der Ministerpräsident des Landes Baden-Württemberg, Winfried Kretschmann, die Besucher der Ausstellung ein, allerdings aus einer etwas angestregten, gleichsam angegrüneten Perspektive, indem er betont, die Arbeiterbewegung lege Zeugnis ab, »von der großen Tradition des Vereinswesens und der Selbstorganisation der Zivilgesellschaft in Deutschland« (S. 8). Dies ist nicht falsch, berücksichtigt aber nicht, was den eigentlichen Kern der Arbeiterbewegung ursprünglich ausgemacht hat, nämlich nicht nur soziale, sondern auch Klassenbewegung gewesen zu sein. Leider fehlt in dem Band eine begriffliche Auseinandersetzung mit dem, was eigentlich die Arbeiterbewegung ausgemacht hat. Der Titel der Ausstellung stammt von einem internationalen Knappenlied, das der Bergarbeiter Heinrich Kämpchen 1889 anlässlich eines aufsehenerregenden Streiks gedichtet hat. Die Ausstellung folgt der klassischen Chronologie. Die einzelnen Zeiträume werden durch sieben typische Produktionsmilieus charakterisiert. Den Veranstaltern ist es gelungen, zum Teil hervorragende Exponate zu gewinnen, so als Leihgabe des Internationalen Instituts für Sozialgeschichte in Amsterdam die Totenmaske von Ferdinand Lassalle. Die Exponate sind im Katalog abgedruckt, schmücken den »Ausstellungsrundgang«. Positiv hervorzuheben ist, dass ein Abschnitt dem »Niedergang und Neuanfang einer autonomen Arbeiterbewegung in der DDR« gewidmet ist (S. 287–307). Der letzte Abschnitt reicht bis in die Gegenwart, in ihm wird unter anderem auf das Problem der Leiharbeit und die aktuelle Finanz- und Schuldenkrise eingegangen, wird nach neuartigen Konflikten gefragt (S. 341–367). Am Schluss des Katalogs finden sich drei problemorientierte, die gesamte Geschichte der Arbeiterbewegung umfassende Essays, nämlich zu »Kapital und Arbeit in Deutschland von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zur Gegenwart« (S. 386–407), »Sozialdemokratie und Staat« (S. 408–423) sowie »Arbeiterbewegung und Geschlechterverhältnisse« (S. 424–439). Ein gelungener Katalog, der allerdings ohne Besuch der Ausstellung in seinen Stärken nicht zu goutieren sein dürfte.

29 Horst Steffens/Torsten Bewernitz/Peter Birke u. a., *Durch Nacht zum Licht? Geschichte der Arbeiterbewegung 1863–2013*. Katalog zur Großen Landesausstellung 2013 Baden-Württemberg, hrsg. v. TECHNOSEUM. Landesmuseum für Technik und Arbeit in Mannheim, TECHNOSEUM Verlag, Mannheim 2013, 450 S., geb., 20,00 €.

Didaktisch und methodisch sehr gelungen ist ein von der Friedrich-Ebert-Stiftung erarbeitetes Lese- und Lernbuch der Sozialen Demokratie.<sup>30</sup> Dies ist eine außerordentlich informative, den Stoff systematisch strukturierende Darstellung der Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung von den Anfängen bis in die Gegenwart. Schon äußerlich wird erkennbar, dass es sich hier wesentlich um Lehr- und Lernmaterial handelt. Auf dem Rand der einzelnen Seiten werden Stichworte für die jeweils präsentierten Inhalte angegeben. Dies hilft der Orientierung und im Zweifel auch der Memorierung. Grafiken, Statistiken, Abbildungen, Organigramme, Zeitleisten und Info-Kästen ergänzen den Text. Am Beginn eines jeden Kapitels findet sich eine Zusammenfassung des folgenden Inhalts, am Schluss jeden Kapitels wird gefragt: »Was bedeutet das für die Soziale Demokratie?«. Von den Autoren wird der – insgesamt erfolgreiche – Versuch unternommen, die Geschichte der Sozialdemokratie entlang dreier Leitfragen nachzuvollziehen: »Mit welchen gesellschaftlichen Entwicklungen und zentralen Entscheidungssituationen war die Sozialdemokratie konfrontiert? Wie interpretierte, behandelte und verarbeitete die Sozialdemokratie diese Fragen und Entwicklungen programmatisch und strategisch, welche Diskurse führte sie? Welche Erfolge, aber auch Niederlagen und Krisen lassen sich festhalten?« (S. 9f.). Wer den Mut hat, Leitfragen zu formulieren, sollte auch in der Lage sein, zentrale Begriffe zu definieren. Dies geschieht leider nicht immer. So wird recht defensiv geschrieben, was sozial ist und was als demokratisch betrachtet werde, sei nie endgültig. Diese Kategorien »unterliegen gesellschaftlichem, politischem und ökonomischem Wandel und müssen dementsprechend stets überprüft werden« (S. 7). Dem ist entgegenzusetzen: Trotz des beschworenen Wandels lassen sich Begriffe auch für einen längeren Zeitraum beschreiben. Dies gilt gerade dann, wenn es um den Zentralbegriff dieses Buchs geht, nämlich »Soziale Demokratie«. Trotz dieses Einwands: Historische Darstellung und Interpretationen sind glänzend gelungen, etwa die Darstellung der Arbeiterbewegung in drei Säulen, nämlich politische Partei, Kulturorganisationen und Gewerkschaften; der Vergleich von Räte- und parlamentarischen Regierungssystemen; die Agenda 2010 und deren innerparteiliche Folgen. Kurz: ein didaktisch und inhaltlich klug aufgebautes Bändchen, bestens geeignet für Schüler, Studenten, Journalisten und – jene berüht-berühmten – politisch Interessierten.

In gleicher pädagogischer Absicht, nämlich Informationen zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung zu vermitteln und zur sozialen Demokratie zu erziehen, wenn auch auf andere Weise und höherem Niveau, ist erschienen: Willy Brandt, »Im Zweifel für die Freiheit«. Reden zur sozialdemokratischen und deutschen Geschichte.<sup>31</sup> In dem von Klaus Schönhoven herausgegebenen Band sind 49 Reden, ein Rundfunkvortrag sowie fünf Zeitungs- beziehungsweise Zeitschriftenartikel versammelt, insgesamt also 55 Dokumente. Diese sind nicht chronologisch, sondern in thematischen Kapiteln gegliedert, so etwa »Wegmarken der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung im Kaiserreich und in der Weimarer Republik«, »Programm und Perspektiven der Sozialdemokratie nach 1945« und »Nachdenken über das eigene Land«. Die ausgewogene und differenziert abgefasste Einleitung von Schönhoven ist dicht an den Quellen geschrieben, erläutert zudem den politischen und gesellschaftlichen Kontext, in dem eine Rede entstanden ist. Der Herausgeber versteht diese Quellenedition als Beitrag zu Brandts intellektueller Biografie. Welch große Bedeutung Brandt der Historie zugewiesen hat, zeigt ein Zitat aus seiner Rede zum hun-

30 Michael Reschke/Christian Krell/Jochen Dahm u. a., *Geschichte der Sozialen Demokratie* (Lesebücher der Sozialen Demokratie), Friedrich-Ebert-Stiftung/Abteilung Politische Akademie, 3., aktual. Aufl., Bonn 2013, 161 S., kart., 5,00 €.

31 Willy Brandt, *»Im Zweifel für die Freiheit«*. Reden zur sozialdemokratischen und deutschen Geschichte (Willy-Brand-Dokumente, Bd. 2), hrsg. u. eingel. v. Klaus Schönhoven, Verlag J. H. W. Dietz Nachf., Bonn 2012, 858 S., kart., 36,00 €.

dersten Jubiläumsjahr der SPD: »Man muss eine Vergangenheit haben, um aus dieser Vergangenheit für die Zukunft lernen zu können« (S. 470).

Der Titel der Dokumentensammlung, »Im Zweifel für die Freiheit«, ist Brandts Abschiedsrede als Parteivorsitzender 1987 entnommen. Das Freiheitsverständnis von Brandt war anders als bei den Liberalen nicht individualistisch beschränkt, sondern besaß eine gesellschaftsbezogene Dimension. Persönliche und soziale Freiheit waren für Brandt nicht voneinander zu trennen (S. 9f.). In eine bereits lange währende, bis heute aktuelle Debatte unter Historikern griff Brandt mehrfach ein, wenn er kritisierte, dass die Sozialdemokratie in der revolutionären Situation von 1918/19 ihre programmatischen Positionen nicht stärker durchgesetzt habe. Und er verband das Scheitern der Weimarer Republik mit ihrem Geburtsfehler: »Doch daran, dass die Schwächen und Versäumnisse von 1918/19 zu den Ursachen von 1933 gehören, daran gibt es für mich nicht den geringsten Zweifel« (S. 777).

Etwas danebengegangen in der Absicht, sozialdemokratische Geschichte und sozialdemokratisches Gedankengut zu verbreiten, ist das Büchlein »»Nie kämpft es sich schlecht für Freiheit und Recht!« 150 Jahre SPD.«<sup>32</sup> Die didaktischen Bemühungen sind unverkennbar und sollten anerkannt werden. Die Idee war, eine Art dokumentarisches Theaterstück zur Geschichte der SPD zu kreieren. Da gibt es zwei Sprecher, die als Chronisten auftreten und die verbindende und erläuternde Texte in chronologischer Abfolge sprechen. Es folgen dann Zitate von Klassikern der Sozialdemokratie, unter anderem von Ferdinand Lassalle, August Bebel, Hugo Haase, Karl Liebknecht, Friedrich Ebert, Kurt Schumacher, Erich Ollenhauer, Willy Brandt und Gerhard Schröder. Auch Quellen anderer Art werden präsentiert, so Auszüge aus dem Erfurter und Hamburger Programm oder aus einem Aufruf gegen den Kapp-Lüttwitz-Putsch. In der Summe ergibt sich so etwas wie »Geflügelte Worte der deutschen Sozialdemokratie«. In ihrem Vorwort schreibt die damalige Schatzmeisterin der SPD, Barbara Hendricks, dass aus dem Text, dem Theaterstück ein »Lehrstück« werde. Lehre für was, mit welchem Ziel, bleibt aber offen und unreflektiert. Die große Frage ist natürlich, ob heute ein derartiger Text überhaupt Interesse und Motivation generieren kann, sich mit der Geschichte der SPD zu befassen. Das Bändchen erinnert an Sprechchöre aus der Weimarer Republik, auch noch aus den 1950er Jahren – doch die sind inzwischen im Museum zu finden, gehören nicht mehr zur sozialdemokratischen Gegenwart.

Ganz anders ist ein Gedenkbuch zu bewerten, dessen Einrichtung auf Initiative von Hans-Jochen Vogel (SPD-Vorsitzender von 1987 bis 1991) auf dem Mannheimer Parteitag von 1995 beschlossen worden war.<sup>33</sup> Die erste Ausgabe erschien 2000, jetzt liegt die zweite, erweiterte Auflage vor. In Erinnerung gerufen werden Sozialdemokratinnen und Sozialdemokraten, die unter der nationalsozialistischen oder stalinistischen Diktatur verfolgt worden sind. Die hier genannten stehen stellvertretend für eine große Zahl Verfolgter. In das Gedenkbuch aufgenommen wurden Menschen, die durch Verfolgung ihr Leben verloren, ermordet wurden oder an den Folgen der Verfolgung starben oder mehr als ein halbes Jahr in Konzentrationslagern, Zuchthäusern und Gefängnissen eingesperrt waren. Berücksichtigt wurden auch solche, die Mitglieder der Sozialistischen Arbeiterpartei und des Internationalen Sozialistischen Kampfbunds waren. Gelungen bei der Auswahl derer, der gedacht wird, ist, dass nicht nur Prominente, sondern auch solche der Basis aufge-

32 Helga Grebing/Susanne Miller/Klaus Wettig, »Nie kämpft es sich schlecht für Freiheit und Recht!« 150 Jahre SPD. Texte und Bilder, Verlag J. H. W. Dietz Nachf., Bonn 2012, 90 S., kart., 9,90 €.

33 Vorstand der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands (Hrsg.), Der Freiheit verpflichtet. Gedenkbuch der deutschen Sozialdemokratie im 20. Jahrhundert, vorwärtsbuch Verlagsgesellschaft, 2., erw. Aufl., Bonn 2013, 584 S., geb., 60,00 €.

nommen worden sind. Beeindruckend bei der Schilderung vieler Biografien ist, wie die Widerständigkeit vieler Sozialdemokratinnen und Sozialdemokraten im ›Dritten Reich‹ erhalten geblieben ist. Allein wenn man bedenkt, wie Beerdigungen zu politischen Demonstrationen wurden. So versammelten sich im Mai 1936 trotz der Überwachung durch die Gestapo 5.000 Menschen bei der Beisetzung von Clara Bohm-Schuch, ehemalige Schriftleiterin der Frauenzeitschrift »Die Gleichheit« und 1919 bis 1933 Reichstagsabgeordnete. Ähnlich bei der Beerdigung von Franz Künstler, ehemaliges Mitglied des Reichstags und Vorsitzender der Berliner SPD seit 1931: Hier hatten sich 1942 mehr als 1.000 Genossen versammelt. Am Schluss des Bandes findet sich ein Beitrag über Widerstand und Verfolgung deutscher Sozialdemokratinnen und Sozialdemokraten im 20. Jahrhundert, der den historischen Hintergrund zusammenfassen soll, der sich durch die Biografien zieht (S. 541–568). Leider ist dieser Aufsatz recht deskriptiv, dringt nicht zu einer Systematisierung oder Typologisierung vor. Insgesamt jedoch ein gelungener Band, der nicht bei falscher Heroisierung stehen bleibt, sondern voller Stolz und Bescheidenheit die Kämpfe einzelner Sozialdemokratinnen und Sozialdemokraten gegen Diktaturen zeigt.

Zwei wunderbare Geschenke zum 150. Geburtstag der SPD sind erschienen, nämlich ein Führer zu den Plätzen der Berliner Arbeiterbewegung und ihrer Geschichte sowie ein weiterer Führer zu den Gedenkortern der deutschen Sozialdemokratie.<sup>34</sup> Klaus Wettig versteht sein Buch über die Gedenkorte als einen Beitrag zum herausragenden politischen Erbe der Sozialdemokratie und gegen einen anwachsenden ahistorischen Progressismus. Aus der Geschichte ließen sich Orientierung und Selbstbewusstsein gewinnen, und aus den Fehlern und Irrtümern der SPD könne man lernen (S. 13). Nach Bundesländern geordnet werden Gedenkorte verschiedener Art genannt und erklärt, so Grabmäler, Tagungsorte, Konzentrationslager und Gefängnisse, Wohnhäuser, Geburtshäuser, Partei- und Gewerkschaftshäuser, Versammlungs- und Sitzungsplätze. Dabei wird der Fokus auf Orte in Ostdeutschland gerichtet, da hier die sozialdemokratische Tradition von der SED systematisch zerstört worden ist. Nicht alle Konzentrationslager werden genannt, sondern nur jene, die einen besonderen Bezug zur Geschichte der Arbeiterbewegung gehabt haben wie Buchenwald, Dachau oder Moringen. Einige einst prominente Sozialdemokraten werden vor dem Vergessen bewahrt, so Fritz Erler, der große Parlamentarier und SPD-Fraktionsvorsitzende in den 1960er Jahren mit seinem Grab in Pforzheim. Die sozialdemokratische Solidargemeinschaft, wie sie sich in der Weimarer Republik voll entfaltet hatte, wird mit den Gewerkschaftssiedlungen in Berlin gewürdigt, darunter die Hufeisensiedlung in Berlin-Britz, seit 2008 von der UNESCO aufgenommen in die Liste des Weltkulturerbes. Bautzen in Sachsen wird beschrieben, unter den Nationalsozialisten wie unter den Stalinisten als Zuchthaus missbraucht. Doch auch heitere Plätze werden genannt, so die Gaststätte »Rheinlust« in Bonn, unweit des Bundestags, wo sich in den 1950er und 1960er Jahren bei Bier und Skat die »Kanalarbeiter«, eine innerparteiliche Fraktionierung, trafen. Selbst Gustav Heinemann soll sich in einer Zeit, in der er bereits zum Bundespräsidenten gewählt worden war, zum Skat dorthin haben fahren lassen. Das Haus, in dem die Kneipe lokalisiert war, ist den Bonner Neubauten zum Opfer gefallen (S. 168). In der Summe ergibt das Buch auf unkonventionelle Weise eine Chronologie der Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung. Klaus Wettig ist für unermüdlige Recherchearbeiten zu danken. Beim Blättern und Schmöckern bleibt man immer wieder hängen, liest neugierig nach, welche Prominenten auf dem Dorotheenstädtischen Friedhof in Berlin begraben sind, wer in Berlin-Friedrichsfelde auf der »Gedenkstätte der Sozialisten« geehrt wird und was es mit dem »Haus des Volksblattes« in Göttingen auf sich hatte.

34 Helga Grebing/Siegfried Heimann (Hrsg.), Arbeiterbewegung in Berlin. Der historische Reiseführer, Links Verlag, Berlin 2012, 133 S., kart., 14,90 €; sowie Klaus Wettig, Orte der Sozialdemokratie. Ein Reisebuch, vorwärtsbuch Verlagsgesellschaft, Berlin 2013, 275 S., kart., 15,00 €.



Der »Historische Reiseführer« zur Geschichte der Berliner Arbeiterbewegung ist ein hervorragendes »Hilfsmittel« bei Berlin-Besuchen. In diesem Bändchen wird deutlich, wie sehr die Historie der Sozialdemokratie Teil der allgemeinen Berliner Geschichte ist. Die Darstellung ist chronologisch in sechs Kapitel eingeteilt. Am Anfang eines jeden Kapitels findet sich ein analytischer Beitrag, so – bezogen auf die Weimarer Republik – über die »SPD als Klassen- und Verfassungspartei« oder »Solidargemeinschaft als Lebensform«. Bekanntlich ist Berlin eines der Zentren der Industrialisierung in Deutschland gewesen und wurde nicht zuletzt auf dieser Grundlage zur Hauptstadt der Arbeiterbewegung. Bei Reichstagswahlen vor dem Ersten Weltkrieg errang die SPD über 70 % der abgegebenen (männlichen) Stimmen. Positiv hervorzuheben ist, dass nicht nur Sozialdemokraten mit einer Erwähnung in dem Bändchen geehrt werden, sondern auch Kommunisten und Anarchisten. Dieses breite Verständnis von Arbeiterbewegung spiegelt sich auch darin, dass nicht nur politische, sondern auch wirtschaftliche, kulturelle und Freizeitorganisationen Erwähnung finden. Auch weniger bekannte Persönlichkeiten werden berücksichtigt, so Ernst Heilmann, der Fraktionsvorsitzende der SPD im Preußischen Landtag, und Franz Künstler, der Berliner SPD-Vorsitzende am Ende der Weimarer Republik. Auch der Beerdigung Künstlers wird gedacht, wie im Reiseführer Wettigs. Diese verlief mit über tausend Teilnehmern vor dem Krematorium Baumschulenweg als Demonstration gegen die Nationalsozialisten. Auch wird der Besuch der Britzer Hufeisensiedlung, Beispiel für das voll entfaltete sozialdemokratische Milieu in der Weimarer Republik, empfohlen, ebenso wie die Visite der ehemaligen Karl-Marx-Schule im benachbarten Neukölln, die aus der Schulreformbewegung mit Fritz Karsen und Kurt Löwenstein hervorging. Der Berliner Reiseführer hätte noch gewonnen, wenn detaillierter und übersichtlicher beschrieben worden wäre, wie dieser, insbesondere die vorn und hinten beigegebenen Karten der Berliner Innenstadt und der Umgebung, zu benutzen ist. Trotz dieser Kritik: Die beiden Reiseführer zur Geschichte der Berliner und der deutschen Arbeiterbewegung sind ein gelungenes und würdiges Geschenk zum 150-jährigen Jubiläum der SPD.

## V. 150 JAHRE SPD – EIN FAZIT

150 Jahre SPD – eine Sturzflut von Publikationen scheint über uns hereingebrochen: Bücher, Aufsätze, Artikel, Ausstellungskataloge, Überblicksdarstellungen, lokale und biografische Studien, Gedenkblätter, feierliche Reden auf repräsentativen Veranstaltungen. Gibt es so etwas wie den gemeinsamen Nenner, der alle Veröffentlichungen, Ansprachen und Gedenkblätter miteinander verbindet, sie zusammenhält? Ein Begriff fällt ins Auge, er findet sich vor allem in Vor- und Nachworten: Identität. Gefragt wird, was die Sozialdemokratie in der Vergangenheit, aber auch in der Gegenwart in besonderer Weise auszeichnet und von anderen politischen Parteien und sozialen Bewegungen unterschieden habe beziehungsweise unterscheidet, was ihre Identität ausmacht. Nachgerade hilflos wird formuliert, wenn es um das Spezifische der SPD in der Gegenwart geht, um das, was in Guido Westerwelles Bürokratendeutsch als »Alleinstellungsmerkmal« lief und läuft. Wird die Suche nach Identität explizit, regelrecht programmatisch eingeklagt, so geht dem implizit eine These voraus, die die Frage nach der Identität überhaupt erst plausibel erscheinen lässt, nämlich die vom Ende der traditionellen sozialdemokratischen Arbeiterbewegung. Damit ist nicht Ralf Dahrendorfs Argument gemeint, dass die Arbeiterbewegung so erfolgreich gewesen sei, dass sie sich mit dem deutschen Sozialstaat gleichsam selbst abgeschafft habe. Vielmehr werden in vielen der hier besprochenen Publikationen eher deskriptiv historisch jene Gründe genannt, die für den fundamentalen Wandel der

SPD verantwortlich sind, die das Ende der Sozialdemokratie als sozialer Bewegung herbeigeführt haben. Es klingt banal, ist gleichwohl in unserem Zusammenhang an erster Stelle zu nennen: In ihrer Geschichte ist die traditionelle SPD immer eine Bewegung und Partei der Handwerker und Industriearbeiter gewesen, so sehr der Einfluss der Parteiintellektuellen auch nicht unterschätzt werden darf. Es war die Umstrukturierung vom sekundären zum tertiären Bereich, von den Arbeitern zu den Angestellten und schließlich die Entfaltung der Hightech-Gesellschaft, die der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung gleichsam den Boden unter den Füßen wegzog. Damit begann auch das zu zerbröseln, was immer die Stärke der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung ausgemacht hatte, nämlich die Solidargemeinschaft als Lebensform. Diese ging vom Facharbeiterplatz aus, umfasste alle Lebensbereiche, das Wohnen, die Freizeit, die Bildung. Die Organisationsvielfalt war im sozialdemokratischen Verständnis so etwas wie der Sozialismus im Kleinen und im Vorgriff auf die Zukunft. Zur programmatischen Grundüberzeugung gehörte die Überwindung des Kapitalismus durch den demokratischen Sozialismus. Mit der allmählichen Auflösung der Solidargemeinschaft ging der SPD eine Wählerbastion verloren, ein wesentlicher Indikator für die SPD als Volkspartei. Obwohl Volksparteien bemüht sind, viele Wählergruppen, verschiedene Klassen, Schichten, Konfessionen und Landsmannschaften anzusprechen, behalten sie ein spezifisches soziales Profil, so die SPD als Massenpartei auf Klassenbasis. Die Volkspartei SPD konnte sich ursprünglich ihrer Stammwählerinnen und -wähler sicher sein. Dies ist heute nicht mehr der Fall; ihr Anteil ist mit dem Ende der Solidargemeinschaft radikal geschrumpft. Der Spagat zwischen traditioneller Stammwählerschaft und neu zu gewinnenden (Mittel-)Schichten gelingt nicht mehr. Schließlich hat in den letzten zwei Jahrzehnten die Globalisierung der Sozialdemokratie selbst dann enge Grenzen gesetzt, wenn sie an der Macht war. Noch in seiner Rede zum 100-jährigen Jubiläum der SPD hatte Richard Löwenthal eine Triade formuliert, die den Erfolg der Sozialdemokratie ausmache, nämlich 1. der Kampf der modernen industriellen Arbeiterschaft um ihre Emanzipation; 2. die allgemeine Demokratisierung des Staats; 3. die Benutzung dieses Staats für die gesellschaftliche Kontrolle der ungeheuer entwickelten Produktivkräfte des industriellen Zeitalters.<sup>35</sup> Löwenthal hat hier einen engen Zusammenhang von Arbeiterinteressen und demokratischer Ordnung postuliert, der die Kontrolle und Steuerung des Kapitalismus möglich mache. So optimistisch diese Worte auch klingen, sie sind heute überholt. Die Globalisierung hat die Orientierung am nationalen Sozialstaat, hat die in den 1960er Jahren betriebene nationale keynesianische Wirtschafts- und Sozialpolitik unmöglich gemacht. Anja Kruke ist zu Recht noch einen Schritt weiter gegangen und hat argumentiert, dass die erfolgreiche Sozialstaatsbildung in Westeuropa in der Vergangenheit als Vorbild für eine globale Arbeiterbewegung gegolten habe. Das genaue Gegenteil sei aber richtig: »Aus heutiger Perspektive kann die europäische Arbeiterbewegung geradezu als Sonderfall der globalen Geschichte geschrieben werden.«<sup>36</sup>

Angesichts der fundamentalen Veränderungen, die seit den 1950er Jahren in Wirtschaft und Gesellschaft sowie in der sozialdemokratischen Partei selbst und in ihrer Positionierung im deutschen Parteiensystem abgelaufen sind, nimmt es nicht Wunder, dass nach der sozialdemokratischen Identität gefragt und geforscht wird, dass die Suche nach Identität in den Mittelpunkt der Jubiläumsliteratur gerückt ist. Wenn es überhaupt eine gemeinsame Fragestellung gibt, die diese Literatur zusammenhält, dann ist es die nach der Identität der SPD beziehungsweise danach, ob die Arbeiterbewegung, wie wir sie aus der Historie kennen, überhaupt noch existiert. Nur von einigen Autoren wird diese Fragestellung un-

35 *Richard Löwenthal*, Die Kontinuität der Bewegung – 100 Jahre Kampf um die Demokratie, in: *Der Politologe*. Berliner Zeitschrift für Politikwissenschaft 4, 1963, H. 13, S. 11–17, hier: S. 11.

36 *Anja Kruke*, Sonderfall Europa – Kleine Geschichte der Arbeiterbewegung, in: *APuZ* 63, 2013, H. 40/41, S. 3–11, hier: S. 3.

reflektiert positiv beantwortet, wird die Geschichte der Arbeiterbewegung kritiklos auf unsere Gegenwart projiziert. Im Übrigen wird die Identitätsfrage durchaus als Signal für den Niedergang der alten, historischen Arbeiterbewegung gesehen. In dieser war man sich seiner Identität bewusst, musste darüber nicht reflektieren, sondern lebte auf der Basis einer sozialen Bewegung auch im Alltag sozialdemokratische Prinzipien. Wird heute nach sozialdemokratischen Grundwerten und Identität gefragt, wird in der Regel mit der Triade der Französischen Revolution von 1789 geantwortet: Freiheit – Gleichheit – Brüderlichkeit. So ist es auch kein Zufall, dass in historischen Überblicksdarstellungen die Anfänge der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung in das ausgehende 18. Jahrhundert beziehungsweise in die Revolution von 1848/49 verlegt werden. Das Problem hierbei ist jedoch, dass der Liberalismus mit seinen verschiedenen Parteien, ja inzwischen auch der Konservatismus, wie er in der CDU aufbewahrt wird, sich auf diese Wurzeln berufen. Ohne Zweifel ist die deutsche Sozialdemokratie heute – auch – die Partei des Liberalismus. Umso dringlicher wird dann aber die Frage, was dann die SPD von den anderen mit ihr konkurrierenden Parteien unterscheidet. Aus dem Vergleich der verschiedenen Grundsatz- und Wahlprogramme und auch der konkreten Politiken, der *policies*, ergibt sich heute nicht das je Besondere einer Partei. An dieser Stelle öffnet sich dann die Begründung für Geschichtspolitik, nämlich – zugespitzt formuliert – die Instrumentalisierung der Geschichte, in unserem Fall der SPD, für aktuelle Zwecke, nicht zuletzt für das Herausarbeiten von Unterscheidungsmerkmalen zwischen den Parteien. Im Rückgriff auf die je besondere Historie sollen Differenzen zwischen den Parteien deutlich werden. Es ist zunächst banal: Jede Generation schreibt aus ihren je eigenen Bedürfnissen und Erfahrungen Geschichte neu. Geschichtspolitik stellt jedoch eine neue Qualität der Geschichtsschreibung dar: Geschichte wird bewusst herangezogen, Geschichtspolitik wird bewusst gemacht, um sie bestimmten aktuellen gesellschaftlichen, ökonomischen und politischen Zielen zu unterwerfen und auf diese Weise das besondere Profil zum Beispiel einer Partei herauszuarbeiten, um dazu beizutragen, Identität zu stiften. Geschichtspolitik wird jedoch nicht von den Parteien allein betrieben, sondern in Schulen und parteinahen Stiftungen staatlich gefördert. Dies geschieht in den verschiedenen Segmenten und Themenbereichen der politischen Bildung, etwa der »Aufarbeitung« der Geschichte des Nationalsozialismus oder des Vergleichs verschiedener Typen von Diktaturen. Bezogen auf die Geschichte und Gegenwart der Parteien dient Geschichtspolitik also durchaus der Identitätsstiftung, wie nicht zuletzt durch die Jubiläumsliteratur der SPD zu ihrem 150-jährigen Geburtstag erkennbar wird. Geschichtspolitik darf jedoch nicht vulgär als Instrumentalisierung von Geschichte für aktuelle Zwecke, also nicht als »Geschichtspropaganda« missverstanden werden. Vielmehr wird durchaus auch kritisch gefragt, welche Fehler in der Vergangenheit zum Beispiel in der Geschichte der Arbeiterbewegung gemacht worden seien. Kann man aus der Geschichte lernen, etwa aus der der Novemberrevolution? Welche Erkenntnisse bringt die Geschichte der Arbeiterbewegung für die Gegenwart? Bringt sie überhaupt Einsichten? Was fast völlig in der Jubiläumsliteratur fehlt, ist wenigstens die Diskussion darüber, dass die Sozialdemokratie aus einer gesellschaftskritischen, ja von ihrem Impetus her antikapitalistischen sozialen Bewegung hervorgegangen ist, also Alternativen zum gesellschaftlichen Status quo gedacht und angestrebt hat. Es wäre in der Jubiläumsliteratur durchaus darüber systematisch nachzudenken, warum die einst vertretenen Alternativen gescheitert sind. So bewegen sich Geschichtspolitik und Geschichtsschreibung primär in dem Kontext der Suche nach sozialdemokratischer Identität.

Trotz der vielen Bücher, Aufsätze und Artikel, die zum 150-jährigen Jubiläum der SPD erschienen sind, ist kein neuer Ansatz in der Forschung zur Geschichte der Arbeiterbewegung zu finden. Der Schwung einer sozialen Bewegung, die genuin an ihrer eigenen Geschichte interessiert war, ist verloren gegangen. So stehen Überblicksdarstellungen, Aus-

stellungskataloge und Gedenkblätter im Vordergrund. Das gilt auch für den akademischen Bereich. Im Vergleich zu den 1960er und 1970er Jahren: Wer hat heute noch Interesse, im Bereich der Geschichte der Arbeiterbewegung zu promovieren oder zu habilitieren? Anderes ist angesagt. Wenn überhaupt, dann wird Mikrogeschichte geschrieben, etwa zur Geschichte der »Hufeisensiedlung«.<sup>37</sup> Einen interessanten Ansatz hat Anja Kruke formuliert. Sie geht davon aus, dass die Geschichte der westeuropäischen Arbeiterbewegung nicht global Vorbild für Arbeiterbewegungen auf anderen Kontinenten gewesen sei, das europäische Modell nicht übertragbar sei. Vielmehr müssten alte Gewissheiten, Kategorien und Fragen überprüft werden, eine »neue Geschichtsschreibung zur Arbeiterbewegung« sei notwendig.<sup>38</sup> Wie diese zu konzipieren sei, wird allerdings nicht aufgeführt.

So wie die meisten anderen Parteien in der deutschen Geschichte ist die Sozialdemokratie aus einer sozialen Bewegung hervorgegangen. Die SPD ist aber heute im Prinzip eine Partei wie jede andere – auf der Suche nach ihrer Identität.

---

37 Udo Gößwald/Barbara Hoffmann (Hrsg.), *Das Ende der Idylle? Hufeisen- und Krugpfuhsiedlung in Britz vor und nach 1933*. Begleitband zur gleichnamigen Ausstellung, Berlin 2013.

38 Kruke, *Sonderfall Europa*, S. 3 und 11.